

Audrey Hepburn, Regine Aeppli, Michael Hermann, Shakespeare

Nummer 17 – 24. April 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Mein Bauch im Dienst schwuler Väter

Eine Leihmutter erzählt. *Von Beatrice Schlag*

Mörder siegt in Strassburg

Ein Peruaner köpfte seine Frau. Jetzt muss die Schweiz zahlen.
Von Peter Keller

Palazzo Prozzo

Zu Besuch im neuen Prunkbau der Zürcher Kunsthochschule.
Von Rico Bandle





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber, Im Städtle

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36





Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich bewahrt man sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G, Calatrava Manschettenknöpfe.

IN MONTE-CARLO SIEGEN. UND TROTZDEM AUF DEM BODEN BLEIBEN.



SUBARU

Confidence in Motion

DAS AUTO FÜR SIEGER.

Wir gratulieren Stan Wawrinka herzlich zu seinem ersten Sieg in einem ATP-1000-Turnier. Und sind stolz darauf, den sympathischen Westschweizer in unserer Subaru-Familie zu haben.



Intern

In der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich ist Leihmutterschaft untersagt. In anderen europäischen Ländern ist sie nur als unentgeltliche Dienstleistung zulässig. Die Gesetzgebung ändert sich laufend, Bestrafung ist selten. Kaum ein Gericht will ein Neugeborenes den Wunschertern wegnehmen, weil es von einer Leihmutter ausgetragen wurde. Die kalifornische Leihmutter Omena Markarian versteht die Verbote nicht: «Jeder viel zu junge Teenager darf ungestraft ein uneheliches Kind in die Welt setzen. Wer masst sich an, einem Paar, das keine Kinder bekommen kann, die Möglichkeit einer Leihmutter zu verbieten?» Die 33-Jährige ist zum dritten Mal mit einem Kind schwanger, das nach der Geburt von einem homosexuellen Paar in Europa adoptiert werden wird. *Weltwoche*-Korrespondentin Beatrice Schlag besuchte die berufstätige Mutter zweier eigener Söhne im kalifornischen Santa Monica. **Seite 34**

Gäbe es einen Wanderpokal für die meistdiskutierte Story der Woche, wäre er letzte Woche ans Leutschenbach gegangen, und zwar für einen Beitrag in der Polit-Sendung «Rundschau». Die TV-Leute glänzten zwar nicht mit einer sensationellen Enthüllung. Ihr Beitrag war aber der-



Meister der Suggestion: SRF-Mann Brotz.

art tendenziös, dass Verteidigungsminister Ueli Maurer im anschliessenden Interview vor laufender Kamera der Kragen platzte. Der Bundesrat ist nicht der erste bürgerliche Politiker, den «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz zur Weissglut trieb. Wie schafft er das? Inland-Redaktor Christoph Landolt hat Brotz getroffen und im Archiv nach den Artikeln des ehe-

maligen *Sonntagsblick*-Mannes gesucht. Sein Fazit: Brotz ist nicht der beinharte Recherchier, den er vor der Kamera gibt, sondern eher ein Meister der Suggestion. **Seite 25**

Auch wenn es heute nicht mehr immer so scheinen mag: Basel ist eine wichtige Geburtsstätte der Schweizer Finanzindustrie. Hier wurde der Bankverein gegründet, die heutige UBS. Wäh-



Frankreich in der Schweiz: Bank-CEO Müller.

rend es die Grossbank in der Zwischenzeit nach Zürich gezogen hat, harrt ein kleineres Urgestein des Bankenplatzes Basel seit über hundert Jahren am noblen Basler Marktplatz aus: die Banque CIC (Suisse). In den holzgetäfelten Räumlichkeiten direkt neben dem altherwürdigen Basler Rathaus empfing Bank-CEO Thomas K. Müller unseren Wirtschaftsredaktor Florian Schwab zu einem Gespräch über das Dasein als urschweizerische Auslandsbank. **Seite 38**

«Das ist der nicht ganz bescheidene Eingang», sagte Hans Ulrich Dambach, der für das Toni-Areal zuständige Projektleiter der Immobilienfirma Allreal. Er führte Kulturredaktor Rico Bandle durch die neue Kunsthochschule der Superlative: Über 700 Millionen Franken wurden in den Umbau der einstigen Jogurtfabrik investiert; das Gebäude enthält drei Konzertsäle, ein Kino, einen Jazzklub, Tonstudios, neun Ballettsäle, riesige Ausstellungsräume – insgesamt 1400 Zimmer. Bandle kam bei dem zweistündigen Rundgang aus dem Staunen nicht mehr heraus. Ist eine solch luxuriöse Infrastruktur für Berufsleute, die nach der Ausbildung oft kein existenzsicherndes Einkommen erreichen, überhaupt sinnvoll? Selbst innerhalb der Kunstszene ist die Skepsis gross. **Seite 26**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Eins mit dem Umfeld
und trotzdem unangepasst.
Wer hätte gedacht,
dass Architektur
Lebensmotto sein kann?



Österreich
ankommen
und aufleben

www.austria.info



Ihre persönliche Ferienberatung
gebührenfrei unter 00800 400 200 00.

Europa

Die Schweiz im Frühling. Lob für Walter Frey und Philippe Gaydoul. Von Roger Köppel

Der 9. Februar liegt bereits ein paar Monate zurück. Die Schweiz steht noch. Es wurde kein Stacheldraht ausgerollt. Ausländer dürfen weiterhin einreisen. Die drohende «Abschottung», vor der sie einträchtig gewarnt haben, muss nun von den Abstimmungsverlierern selber relativiert werden. Bundespräsident Didier Burkhalter, wieder ganz Staatsmann, betreibt Deeskalation. Die Schweiz im Frühling. Alles nimmt seinen gewohnten Gang. Sogar auf die Schweizer Diplomatie ist Verlass. Nachdem Botschafter Tim Guldemann in einem Vortrag erklärt hat, dass ihm der Sonderfall Schweiz, der seinen Lohn bezahlt, peinlich ist, legt nun ein Kollege nach. Ex-Botschafter Walter Suter lobt in einem Interview den verstorbenen Diktator Venezuelas, Hugo Chávez. Was haben unsere Diplomaten noch auf Lager? Die Schweiz bleibt das faszinierendste Chaos des Abendlandes.

Optimismus entfaltet sich. Dass die Schweiz in Zukunft ihre aus dem Ruder laufende Zuwanderung wie jeder Staat wieder selber steuert, wurde phasenweise zum Skandal hochgedeutet. Mittlerweile beruhigt sich die Lage. Auch die Kritiker in Europa haben gemerkt, dass es vermutlich keinen Sinn ergibt, die Schweiz wie Syrien zu behandeln, nur weil sie migrationsmässig die gleiche Politik verfolgen will wie die EU, allenfalls vielleicht ein bisschen wirksamer.

Es gibt Befürchtungen, dass Bern den Volkswillen im Fall der Zuwanderungsinitiative nicht durchsetzen will. Misstrauen ist immer gut, aber man darf die Hoffnung wagen, dass es so leicht nicht sein wird, sich über diesen Richtungsentscheid hinwegzusetzen. Die SVP wacht mit produktiver Paranoia. Die anderen werden den ungeliebten Kollegen kaum vor den Wahlen 2015 einen Steilpass zuspiesen. Es wurde abgestimmt, es steht jetzt in der Verfassung. Die Initiative wird umgesetzt. Höchstwahrscheinlich.

Der grösste akute Gefahrenherd freilich bleibt die Europapolitik des Bundes. Es sieht nicht so aus, als ob das Aussendepartement unter Didier Burkhalter den Wink mit dem Matterhorn zur Kenntnis genommen hätte. Eine Mehrheit von Volk und Ständen wies am 9. Februar die Personenfreizügigkeit zurück. Sie will nicht, dass die Schweiz weiterhin mitgerissen wird von den politischen Integrationsbestrebungen Brüssels. Wir sind kein Bezirk der EU. Wir wollen es auch nicht werden. Die Schweiz ist unabhängig und steuert sensible Politikbereiche selber. Das war die Botschaft.

Quer gegen diese Botschaft laufen die Pläne des Aussenministers und seiner Leute. Didier



«Wink mit dem Matterhorn.»

Burkhalter hält an seinem Konzept fest, die Schweiz institutionell enger an die EU zu binden mit einem Rahmenvertrag. «Rahmenvertrag» heisst, dass die Schweiz künftig in allen Bereichen unserer bilateralen Beziehungen mit der EU automatisch-dynamisch EU-Recht übernehmen soll. In Streitfällen wird sie dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) unterstellt. Wie sich diese Unterstellung unter fremde Richter mit dem Paragrafen zwei der Bundesverfassung verträgt, bleibt schleierhaft. Paragraf zwei schreibt die Sicherung der Unabhängigkeit als Zweck der Eidgenossenschaft fest. Ist eine Schweiz unter fremden Richtern unabhängig?



Es ist möglicherweise verfassungswidrig, aber es ist auf jeden Fall politisch falsch, die Schweiz enger an die EU anzudocken. Die Europäische Union steht an einem heiklen Punkt ihrer Entwicklung. Sie hat massive Probleme: Zuwanderung aus Afrika, Entscheidungsfindung innerhalb der eigenen Institutionen, eine Währungsunion, die nicht funktioniert, Personenfreizügigkeit, die den Sozialstaat überlastet. Alle diese Probleme haben auch damit zu tun, dass die EU institutionell weder Fisch noch Vogel ist. Sie ist ein Staatenbund, der sich zum Bundesstaat entwickeln will – ohne dass es die Bürger merken, denen die Union schon jetzt zu weit geht.

Kann das funktionieren?

Die EU hat weder nach aussen noch nach innen ihre Form gefunden. Die EU ist der Versuch, zwei Weltkriege aus dem letzten Jahrhundert zu bewältigen. Weil die Rhetorik der Kriegsvermeidung bei der jungen Generation nicht mehr verfangt, werden jetzt neue Motive und Ziele formuliert: Die EU solle, beteuern ihre Lenker, die Stellung «Europas» in der Welt sichern, die Zukunftschancen, die Arbeitsplätze, die «europäischen Grundwerte», was immer darunter zu verstehen ist. Aus dem Friedensprojekt Europa, das auf der Absage an eine gierige, erobersuchende Weltmachtspolitik begründet wurde, ist klammheimlich eine neue Supermacht im Konjunktiv geworden. Die gleiche Rhetorik, mit der einst die Mächtegegn-Beherrscher Europas gegen die «asiatischen und atlantischen Mächte» den unter seiner Vielfalt leidenden wie prosperierenden Kontinent einen wollten, ist heute wieder in Mode. Diese Beschwörung der angeblichen eigenen Grösse hört sich nicht gut an.

Small is beautiful, klein ist schön. Für die Schweiz kann die Devise nur lauten: Unabhängigkeit und freundliche Distanz zu diesem taumelnden, vielleicht werdenden Riesen, der seine Form sucht.

Zum Schluss ein Lob: Der Zürcher Schlittschuhclub hat souverän die Schweizer Eishockeymeisterschaft gewonnen. Der einstige Lift- und Lotterklub ist zu einem vorbildlich geführten Unternehmen mit einer exzellenten Juniorenabteilung geworden. Früher lieferte der ZSC Jux und Unterhaltung in den Rauchschwaden des Hallenstadions. Jetzt haben wir es mit einem hochprofessionellen Betrieb zu tun. Übertäter des Erfolgs: der Unternehmer Walter Frey, der beharrlich aufbaut und notfalls die Fehlbeiträge in der Kasse deckt. Kompliment für diese Leistung! Grosse Anerkennung verdient auch Philippe Gaydoul, Präsident und Retter des zweiten Play-off-Finalisten, EHC Kloten. Gaydoul hat seinem Verein Ruhe und Freude zurückgebracht. Der äusserlich reserviert wirkende Modeunternehmer ist leidenschaftlich dabei. Der Klub dankte ihm das Engagement mit einem fulminanten Saison-Finish, das niemand erwartet hatte. Der Finalverlierer gehört zu den Siegern des Jahres.



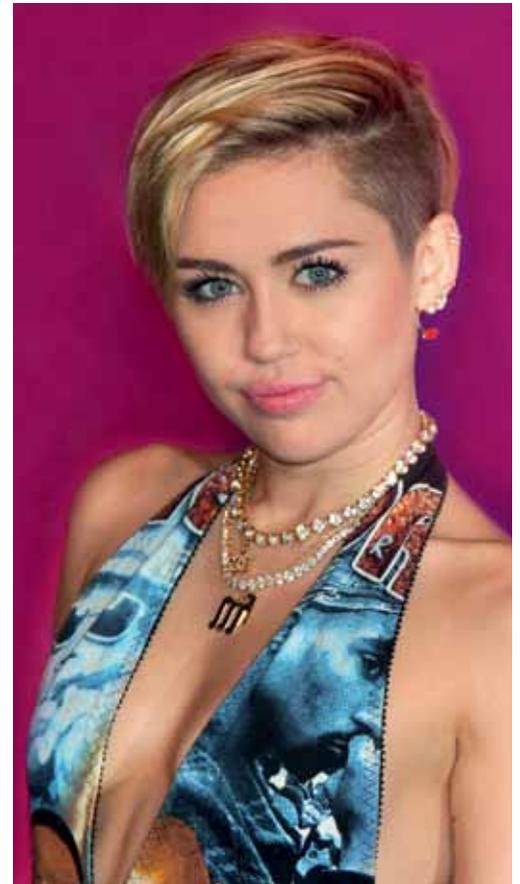
«Mr Shakespeare»: Stephen Greenblatt. Seite 46



Zerrissenes Land: prorussische Ukrainer. Seite 44



Palast: Kunsthochschule in Zürich. Seite 26



Feministin: Miley Cyrus. Seite 62

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 **Kommentar** Regine Aeppli und die Medien

11 **Im Auge** Aquilino Morelle, Schuhfetischist

12 **Forschung Im Dickicht**

12 **Volksentscheide** Vox Longuscampi

13 **Personenkontrolle** Mörgeli, Ritzmann, Mohler, Gnehm, Cattelan, Chávez, Maduro, Suter, Kiener Nellen, Mauch

13 **Nachruf** Rubin «Hurricane» Carter, Boxer

14 **Die Deutschen** Auf nach Brüssel

14 **Wirtschaft** Vom Rupfen der Gans

15 **Ausland** Das Paradox der Politik Obamas

16 **Mörgeli** Rechenkünste der Armeebestatter

16 **Bodenmann** Europa- und Amstutz-kompatibel

17 **Medien** Ho-Ho-Ho-Chi-Minh

17 **Gesellschaft** Bossy

18 **Leserbriefe**

19 **Darf man das?**

Hintergrund

20 **Bittgang nach Brüssel**

Der Bundesrat hintertreibt den Volksentscheid vom 9. Februar

22 **Hermanns Hokuspokus**

Die steilen Thesen des Politikwissenschaftlers

25 «Rundschau» Moderator Brotz, die Reizfigur der Rechten

26 **Palazzo Prozzo**

Zürich erhält eine der grössten Kunsthochschulen der Welt

30 **Auf Kosten kranker Kinder**

Schlamperei am Zürcher Institut für Medizinische Genetik

32 **Mörder aus Peru siegt in Strassburg**

Die Schweiz soll Tausende Euro Entschädigung zahlen

34 **Mein Bauch im Dienst schwuler Väter**

Die dreifache Leihmutter Omena Markarian erzählt

37 **Fortpflanzung** Bestellte Babys

38 «Die Regulierung ist eine Chance»

Banque-CIC-Chef Müller über Schweizer Grossbanken

40 **Sanfte Gehirnmassage**

Hilfswerke und NGOs lobbyieren in Klassenzimmern (Teil 1)

42 **Subventionen** Wohin die Millionen fließen

43 **EU Brüsseler** Nachhaltigkeits-Nachhilfe

44 **Spielball der Weltgeschichte**

Das Los der Ukraine wurde von fremden Mächten bestimmt

46 «Ein geradezu unheimlicher Instinkt»

Der grosse Shakespeare-Gelehrte Stephen Greenblatt



HELVESKO  **LADYSKO** und **dansko** -
 Bequemschuhe werden exklusiv für
 INTEGRA Nussdorf AG in der **SCHWEIZ**
 und in **EUROPA** produziert, mit viel
 Handarbeit für beste Qualität.

Zweischichten-Gummisohle
 mit Cellpur-Leichtkork-Fuss-
 bett für **weiches, flexibles,**
extra dämpfendes Gehen!



z.B. für SIE
HELVESKO 
QUEEN
 braun, weiss und rot
 Gr. 35-43 **239.-**

Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren
 112-seitigen Frühlings-/Sommer-Katalog 2014:

INTEGRA Nussdorf AG
 Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL
 Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter:
www.integra-ag.ch



Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

Arisdorf (BL) Hauptstrasse 173
Basel (BS) Spalenring 120
Chur (GR) Vazerolgasse 1
Gossau (SG) St. Gallerstrasse 8
Ittigen (BE) Im Talgut-Zentrum
Luzern (LU) Frankenstrasse 12

Schlatt/Neuparadies (TG)
 Gewerbezentrum «paradies»,
 Diessenhoferstrasse 14c
Urdorf (ZH) Bergstrasse 37
Möhligen (AG) Salinenstrasse 12

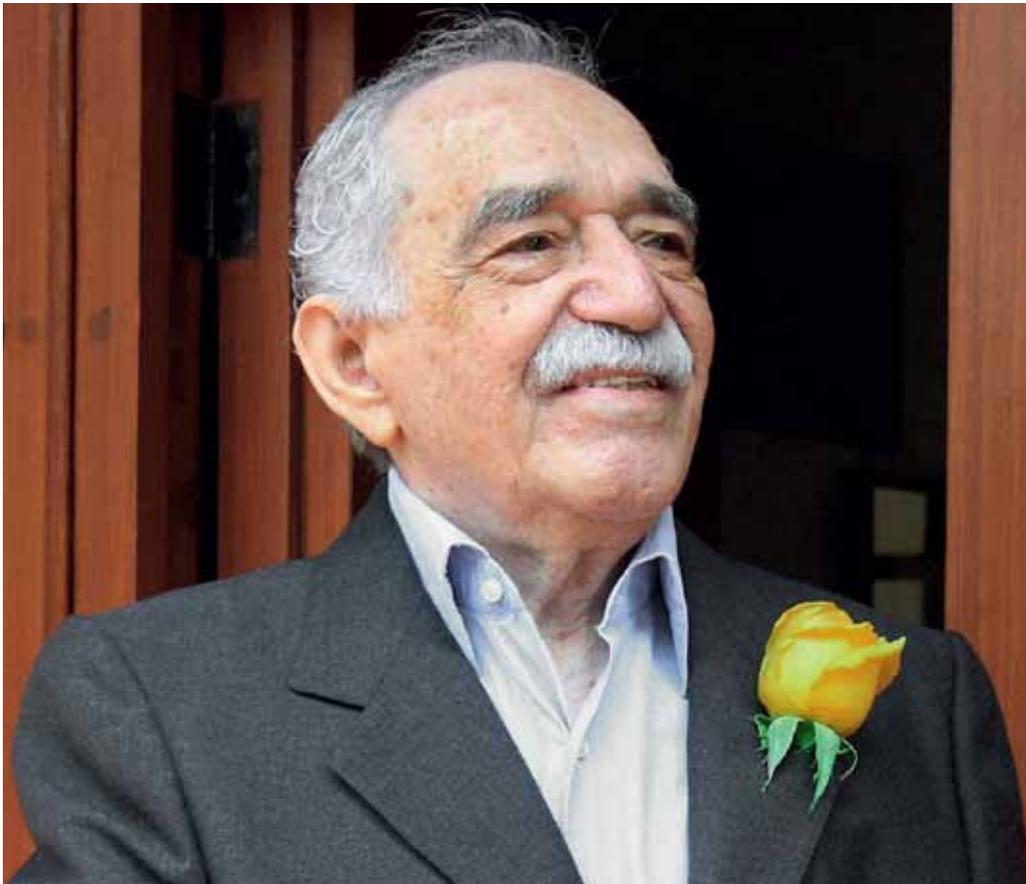
Weitere Fachgeschäfte in: **Genf, Lausanne, La Chaux-de-Fonds,**
Losone, Sion und Yverdon

Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO 
 SWISS MADE

LADYSKO

dansko



«Adiós, amigo!»: Autor Gabriel García Márquez. Seite 52

Interview

52 García Márquez trifft Hemingway

Der verstorbene kolumbianische Literaturnobelpreisträger Gabriel García Márquez über sein amerikanisches Vorbild

Stil & Kultur

50 Stil & Kultur Audrey Hepburn, Schauspielerin

56 Bestseller

56 Comics Entenhausen, die Stadt der Moderne

57 Literatur Der zweite Roman von Maurus Federspiel

57 Jazz Vertigo Trombone Quartet

58 Top 10

58 DVD «Enlightened»

59 Fernseh-Kritik «Samschtig-Jass», Kinder-Spezial

60 Namen Objekt der Begierde

61 Hochzeit Danae Loucatos

61 Thiel Keine Milch?

62 Stilkritik Miley Cyrus, die grösste Feministin der Welt

63 Die Liste Retro-Boliden

63 Klassiker Ballerinas

63 Hat das Stil? Darf man Hosen ohne Gurt tragen?

64 Wein Syrah Sydhang 2011

64 Zu Tisch Pfändlers Gasthof zum Bären, Birnenstorf

65 Auto Peugeot 308 Féline 1.6 THP

66 MvH trifft Daniel Bumann, Koch und Fernsehstar

Autoren in dieser Ausgabe

Hans-Peter Kunisch



Der Schweizer Kulturjournalist schreibt vor allem für die *Zeit* und die *Süddeutsche Zeitung*. In seinem Artikel bespricht er den neuen Roman von Maurus Federspiel. In diesem setzt sich der junge Schweizer Schriftsteller mit dem Schatten seines berühmten Vaters Jürg auseinander. Seite 57

Christine Brinck



Die Literaturwissenschaftlerin studierte und promovierte in Hamburg und forschte anschliessend in den USA. Für die *Weltwoche* hat die Journalistin den amerikanischen Literaturprofessor und grossen Shakespeare-Kenner Stephen Greenblatt interviewt. Seite 46

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

Angela Merkel blitzt beim Bachelor ab.

iPad-
Ausgabe im
App-Store
erhältlich.



Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinanderbringen.
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».



34. Swiss Derby Frauenfeld

Willkommen im VIP-Bereich

Erleben Sie hautnah die Dynamik und die Eleganz des Pferderennsports im VIP-Hospitality-Bereich am prestigeträchtigen Swiss Derby.

Seit je sind Derbys die Krönung des Sports der Könige. Das Swiss Derby wurde 1981 erstmals auf der 1500 Meter langen Pferderennbahn in Frauenfeld ausgetragen und gilt seither als eines der wichtigsten und höchstdotierten Pferderennen der Schweiz.

Als Ehrengast begrüßen wir Sie am 22. oder 23. Juni 2014 zur 34. Austragung dieses Spektakels. Mit Ihrem Wetteinsatz werden Sie zu

einem Teil des Geschehens und können mit Ihrem Pferd und seinem Jockey mitfiebern. Direkt am Turf werden Sie im VIP-Hospitality-Bereich von Spitzenkoch Frank Widmer (Park Hyatt Zürich) und seinem Team mit frisch für Sie zubereiteten Köstlichkeiten verwöhnt.

Ihr VIP-Package beinhaltet:

- Sitzplatz an einem VIP-Tisch für acht Personen
- Sitzplatz-Ticket der besten Kategorie auf der Haupttribüne
- freier Zutritt zum Lounge- und VIP-Bereich
- exklusives Catering inklusive Getränke
- Führung durch die Anlage und Blick hinter die Kulissen
- Wettgutschein am separaten VIP-Wett-Counter mit persönlicher Beratung
- Reservierter VIP-Parkplatz
- Rennprogramm



Platin-Club-Spezialangebot

34. Swiss Derby
Sonntag, 22. Juni 2014, und Montag, 23. Juni 2014

Veranstaltungsort:
Grosse Allmend, Frauenfeld

VIP-Package:
Sonntag: Fr. 395.- anstatt Fr. 525.-
Montag: Fr. 130.- anstatt Fr. 175.-

Buchung:
Mit dem Stichwort «Weltwoche» über
Tel. 044 274 12 02, online unter
www.imghospitality.ch oder per Mail an
hospitality@img.ch

Bedingungen:
Gültiges Weltwoche-Abonnement. Das Angebot ist nicht kumulierbar und ist verfügbar solange Vorrat.

Veranstalter:
IMG (Schweiz) AG
www.img.ch

Informationen und Ticketverkauf:
www.swissderby.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



War da was?

Von Philipp Gut — Eine Regierungsrätin gerät ins Visier der Staatsanwaltschaft. Der Fall hat alles, was eine gute Geschichte ausmacht. Trotzdem schweigen die Medien. Warum?



Kompetenzen überschritten: Bildungsdirektorin Aeppli.

Eigentlich wäre er kein schlechter Lehrer. Beim amerikanischen Schriftsteller und Romancier Herman Melville («Moby Dick») könnte man einiges darüber lernen, wie man packende Geschichten erzählt. Doch Schweizer Journalisten – dieser Eindruck verdichtet sich in diesen Tagen – halten es eher mit einer literarischen Figur von Melville: mit Bartleby dem Schreiber aus der gleichnamigen Erzählung von 1853. Dieser Bartleby ist berühmt geworden durch einen Satz, der seinen fundamentalen Hang zum Nichtschreiben und Nichtstun ausdrückt: «I would prefer not to» («Ich möchte lieber nicht»).

Wie Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft zeigen (die *Weltwoche* berichtete), zieht das, was einst als Fall Mörgeli begonnen hatte und längst zur Zürcher Universitätsaffäre ausgewachsen ist (samt Rücktritt des Rektors), weitere Kreise. Involviert sind Spitzen der Politik und Verwaltung. Sebastian Brändli, Chef des Hochschulamts und gleichzeitig Sekretär des Universitätsrats, des obersten Führungs- und Kontrollorgans der Uni, wird dringend verdächtigt, das Amtsgeheimnis verletzt und die Zeitung *Der Sonntag* über die bevorstehende Entlassung Christoph Mörgelis informiert zu haben. Verwickelt in die Affäre ist auch die zuständige Regierungsrätin, Bildungsdirektorin und Universitätsratspräsidentin Regine Aeppli (SP). Sie zitierte Uni-Rek-

tor Andreas Fischer nach Brändlis illegalen Pressekontakten aufs Bildungsdepartement. Traktandum: «personalrechtliche Massnahmen gegen Prof. Mörgeli». Wenige Stunden später führte der Rektor aus, was ihm Aeppli und Brändli vorgegeben hatten und was bereits zwei Tage zuvor in der Zeitung zu lesen gewesen war.

Politisches Klubdenken

Mit diesem Vorgehen überschritten die Bildungsdirektorin und ihr Chefbeamter ihre Kompetenzen, mutmasslich missbrauchten sie auch ihr Amt. Denn die Entlassung von Professoren liegt in der alleinigen Kompetenz der Universitätsleitung. Verwaltung und Politik dürfen sich nicht einmischen.

Als Leser dürfte man erwarten, dass zumindest die grossen Traditionszeitungen auf dem Platz Zürich den Fall aufgreifen, kritische Fragen stellen und recherchieren. Schliesslich kommt es nicht alle Tage vor, dass die Staatsanwaltschaft gegen einen hochrangigen Beamten ermittelt und dass selbst die verantwortliche Regierungsrätin im Fokus steht. Höher geht es nicht: Die Affäre erfasst die Regierung.

Doch nichts dergleichen. Sowohl der *Tages-Anzeiger* wie auch die *NZZ* speisen ihre Leser mit allgemeinen Betrachtungen ab. Der *Tagi*, der den Fall Mörgeli ins Rollen gebracht hat,

»» Fortsetzung auf Seite 12

Wenn Ysebaert kommt



Aquilino Morelle, Schuhfetischist.

Von François Hollande ist bekannt, wie er es anstellte, seine Geliebte heimlich zu treffen. Er setzte sich zur Tarnung einen Motorradhelm auf und legte die paar Schritte vom Elysée zum Liebesnest mit dem Töffli zurück. Sein *spin doctor* und Büronachbar, der gelernte Arzt Aquilino Morelle, 51, hatte das klammheimliche Kabinett seiner Leidenschaft ebenfalls gleich um die Ecke eingerichtet, in einem *hôtel particulier*, das der Regierung als Gästehaus dient. Dort erschien ein gewisser David Ysebaert, und sein Auftrag umfasste immer mindestens fünf Paar aufs Mal. Der Präsidentenberater Morelle, Vater von fünf Kindern, hatte in einem Zimmer mit Goldtapeten seine handgenähten sündteuren Schuhe gestapelt, und Ysebaert tat, wozu er gerufen wurde: Er putzte, fettete und polierte die massgefertigten Objekte der Sammelleidenschaft des Auftraggebers, 25 Euro Behandlungskosten pro Schuh. Der Docteur Morelle hat vor einigen Tagen seinen Dienst als «plume du président de la République», als Redenschreiber und PR-Chef quittieren müssen wegen eines verschwiegenen, allerdings lange zurückliegenden Interessenkonflikts, das heisst wegen Korruption als Lobbyist eines Pharmaunternehmens.

Das überrascht wenig bei einem Politiker. Von grösserer Bedeutung könnte sein, dass der Sozialist Morelle mit einem Irrtum aufräumt, nämlich, dass nur Frauen dem hemmungslosen Horten von Schuhen verfallen. Immer wieder wird Imelda Marcos genannt, die bei der Flucht aus Manila 3000 Sammelpaare dem philippinischen Volk zurücklassen musste, während sich der Schuhtick von Aquilino Morelle auf zirka dreissig Paar beschränkt, aber aus allereklusivsten Lederhäuten. Im Geschlechterkampf verwendeten Machos, aber auch Respektspersonen wie alt Bundesrat Ogi, der sich ausdrücklich dazu bekannte, den Männerschuh bisher nur als klassisches Instrument der Unterdrückung der Frau als Reinigungskraft. Wie aus Morelle, dem Sohn einer eingewanderten spanischen Arbeiterfamilie, ein solcher Snob und Schuhfetischist wurde, ist tiefenpsychologisch nicht geklärt. Als mildernder Umstand könnte gelten: Er wuchs mit fünf älteren Schwestern auf. *Peter Hartmann*

zieht sich auf die Zuschauertribüne zurück und diagnostiziert eine angebliche «Medien-schlacht» zwischen *Weltwoche* und Schweizer Fernsehen. Auf die neuen Fakten und Entwicklungen geht er nicht vertieft ein. Recherche: unerwünscht.

Ähnliches gilt für die *NZZ*. Wenn sie über die Angelegenheit berichtet, ziehen ihre Journalisten die Glacéhandschuhe über die spitzen Finger, verlieren sich in akademischen Diskussionen über den Wert von E-Mails als journalistische Quelle oder orakeln, wie *NZZ*-Medienjournalist Rainer Stadler, warum die *Aeppli/Brändli-News* gerade jetzt publizierten und nicht zu einem anderen Zeitpunkt. Als ob es darum ginge.

Über die brisante Sache selber erfahren die Leser dieser Qualitätsblätter so gut wie nichts. Wer sich allerdings Aufklärung vom Schweizer Radio und Fernsehen erhofft, wird ebenfalls nicht fündig. Die öffentlich-rechtlichen Sender, die eigentlich ausgewogen und neutral berichten müssten, haben sich – insbesondere die Sendung «Rundschau» – von Anfang an auf Christoph Mörgeli eingeschossen. Die neue, viel umfassendere Dimension des Falls, die jetzt ans Licht kommt, enthalten sie ihren Zuschauern und Zuhörern bewusst vor. Das Schweizer Fernsehen hatte Einsicht in die Akten der Staatsanwaltschaft, welche SP-Politikerin *Aeppli* und ihren Chefbeamten schwer belasten, verzichtete aber auf eine Berichterstattung. *Bartleby* lässt grüssen.

Was geht hier vor? Es ist die vielleicht erste Journalistenpflicht, Transparenz über relevante Missstände herzustellen. Führende Schweizer Blätter, aber auch und vor allem das Schweizer Fernsehen, entscheiden offensichtlich nur bedingt nach solchen professionellen Kriterien. Statt ranzugehen, üben sie sich in Abstinenz.

Was für Leser und Zuschauer ein Ärgernis darstellt, freut die Mächtigen. Jedenfalls dann, wenn sie – wie Regierungsrätin *Aeppli* und ihr Chefbeamter *Brändli* – der richtigen Partei angehören, nach herrschendem Journalistenzeitgeist vorzugsweise einer der linken. Man drehe die Affiche nur für einen Augenblick um: «SVP-Bildungsdirektor lässt SP-Professor feuern» – diese Schlagzeile hätten sich die zitierten Medien kaum entgehen lassen.

Die *Bartlebys* des Schweizer Journalismus sind nicht einfach nur rechefaul. Sie huldigen einem politischen Klubdenken, das die Themen nach sachfremden Kriterien wertet. Lieber beißen sie sich auf die Lippen, als zu schreiben, dass Christoph Mörgeli aktenkundig mit illegalen Methoden von ganz oben weggemobbt wurde. Dafür hat er einfach das falsche Gesicht und das falsche Parteibuch. Das eigentliche Nachsehen haben die Leser und die Zuschauer.

Mehr zum Thema: **Seiten 17 und 25**

Medizin

Im Dickicht

Von Alex Reichmuth — Behörden verheddern sich beim neuen Humanforschungsgesetz.

Seit Anfang Jahr gilt das neue Humanforschungsgesetz. Medizinische Forscher haben es seither schwer. Sie müssen unzählige Stunden aufwenden, um Anträge zuhanden von Ethikkommissionen zu schreiben. Es ist ein Dickicht an Vorschriften und Anforderungen, das sie zu durchkämpfen haben. Die Ethikkommissionen führen sich dabei wie Könige auf. Sie nehmen sich heraus, verdiente Wissenschaftler zu administrativen Strafarbeiten zu verdonnern – und wenn es nur wegen falsch gesetzter Kommas in einem Antrag ist.



Erschwerte Wissenschaft.

Jetzt sind sich auch noch Bund und Kantone in die Haare geraten darüber, wie sie die Auflagen des neuen Gesetzes umsetzen müssen. Der Bund hat eine Internetplattform zur Registrierung klinischer Studien aufgebaut – für 210 000 Franken. Diese Plattform sollte auch zur Eingabe von Ethikanträgen genutzt werden. Alle kantonalen Ethikkommissionen seien damit einverstanden gewesen, heisst es beim Bund. Doch nun haben einige Kommissionen beschlossen, die Plattform des Bundes doch nicht zur Eingabe von Ethikanträgen zu nutzen. Die Kantone richten ein eigenes Internetsystem für die Verwaltung von Studiengesuchen ein. Darum hat der Bund vor kurzem angekündigt, das Eingabeportal seiner Plattform einzustellen. Am 14. April war Schluss.

Der Bund hat damit 70 000 Franken in den Sand gesetzt. Der Aufbau der neuen Plattform der Kantone kostet weitere Hunderttausende Franken – wie viel genau, ist nicht zu erfahren. Die Komplexität sei unterschätzt worden, heisst es bei der Arbeitsgemeinschaft der schweizerischen Ethikkommissionen für die Forschung am Menschen (Agek) zu den Gründen fürs Hin und Her. Die Ethikspezialisten verheddern sich also selber im Dschungel der neuen Auflagen. Wie sollen sich da erst die Forscher zurechtfinden?

Volksentscheide

Vox Longuscampi

Von Max Frenkel — Auf Prognosen könnte man wissenschaftlich gesehen gut und gern verzichten.

Seit mehr als zwanzig Jahren verdient das Gfs-Forschungsinstitut (Gfs steht für «Gesellschaft für praktische Sozialforschung») mit freundlicher Unterstützung durch die SRG mit der Voraussage von Abstimmungs- und Wahlergebnissen durch Claude Longchamp Geld. Aber wie zuverlässig sind diese Prognosen?

Fast ebenso lange kritisiere ich sie als Scharlatanerie. Das auch schon vor der Fernsehkamera im direkten Gespräch mit Longchamp. Natürlich sind nicht alle Voraussagen falsch. Bei den meisten Vorlagen ist das zu erwartende Ergebnis derart offensichtlich, dass sie gar keine aufwendige Untersuchung rechtfertigen. Interessant sind nur jene Fragen, bei denen niemand das Resultat voraussehen kann.

Eine weitere Komplikation liegt darin, dass der Abstimmungskampf bei uns Monate dauert und dass sich deshalb auch Prognosen saisonal ändern können. Zudem beeinflussen diese ihrerseits wieder das Wahl- und Abstimmungsverhalten. Eine wirklich wissenschaftliche Untersuchung müsste deshalb versuchen, diese Interaktionen zum Beispiel in Zahlen zu erfassen. Ich selber habe das natürlich nie getan. Mir fehlen dazu die Fachkenntnisse. Dennoch behaupte ich aus dem Bauch heraus, dass die Wahrscheinlichkeit, dass sich eine etwa drei Wochen vor dem Urnengang veröffentlichte longchampsche Zahl – er hütet sich selber, von einer Prognose zu sprechen, auch wenn jedermann sie als solche sieht – als richtig herausstellt, etwa gleich gross ist wie das Gegenteil. Mit andern Worten: Wissenschaftlich gesehen könnte man darauf ebenso gut verzichten. Wir haben es mit als Forschung getarnter Unterhaltung zu tun.

Warum man nicht darauf verzichtet

Die Gruppen, die am Abstimmungs- oder Wahlausgang interessiert sind, möchten natürlich nicht monatelang mit der Ungewissheit über ihren Erfolg oder Misserfolg leben. Da helfen die Prognosen, die Spannung am Kochen zu erhalten. Und auch die PR-Berater (nebenbei gesagt: «Wer nichts kann, wird PR-Berater») brauchen sie, um während Monaten Inserate schalten zu können.

Doch jetzt sucht gemäss *NZZ am Sonntag* der Bund mit einer Ausschreibung nach Alternativen zu Longchamp. Die Voraussage sei gewagt: Der Zuschlag wird wieder an das Gfs-Forschungsinstitut gehen. Alle haben sich schliesslich so gut aneinander gewöhnt.

Personenkontrolle

Mörgeli, Ritzmann, Mohler, Gnehm, Cattelan, Chávez, Maduro, Suter, Kiener Nellen, Mauch

Die über Zwangsabgaben bezahlten Fernsehleute der «Rundschau» starren nur in eine Richtung: feindlich gegen SVP-Nationalrat **Christoph Mörgeli**. Solche Verbissenheit mündet rasch in Peinlichkeit, wie der vorläufig letzte Akt der TV-Kampagne zeigte. In ihrer Mission der Verteidigung der wegen Amtsgeheimnisverletzung angeschuldigten Professorin **Iris Ritzmann** zerrte die Crew ausgerechnet **Dr. iur. Markus Mohler**, einen der dubiosesten alten kalten Krieger, vor die Kamera. Dieser versuchte, wie verlangt, dem für den Fall Ritzmann zuständigen Staatsanwalt **Andrej Gnehm** (SVP)



Fichenkönig: Jurist Mohler.

Amtsmissbrauch zu unterstellen. Nun war Mohler als Chef der Basler Polizei und von deren «Spezialdienst» nicht nur der kantonale Schnüffel- und Fichenkönig (im Geheimen liess er 54 200 illegale Dateien über Personen und Organisationen anfertigen), sondern auch leitend aktiv im früheren Sicherheitsdienst der Armee (SDA).

Der obskure SDA verfügte über automatische Waffen, die in privaten Kellern gelagert wurden, Wanzen und andere Abhöranlagen, setzte ohne Gesetzesgrundlage Soldaten und Offiziere auf «Verdächtigenlisten» und überwachte sogar einen Nationalrat. Mohler, der heute Staatsanwälte belehrt, die ihre Pflicht tun, sass jahrelang im Zentrum des verdeckt operierenden polizeilich-militärischen Komplexes und war auch eng verbunden mit der illegalen Geheimarmee P-26. Als in den achtziger Jahren deren Chef **Efrem Cattelan** erkrankte, war er sogar als dessen Nachfolger im Gespräch. Übrigens: Der juristische Oberlehrer und Kronzeuge der «Rundschau» musste 1998 nach einem verheerenden parlamentarischen Bericht über seine Arbeit das Kommando als Basler Polizeichef abgeben. (*upe*)

Die sogenannte «bolivarische Revolution» von **Hugo Chávez** hat ihre Anhänger auch in der Schweiz. Dies, obwohl unter dem Chávez-Nachfolger **Nicolás Maduro** in den vergangenen Mo-



«Viel lernen»: SP-Frau Kiener Nellen.

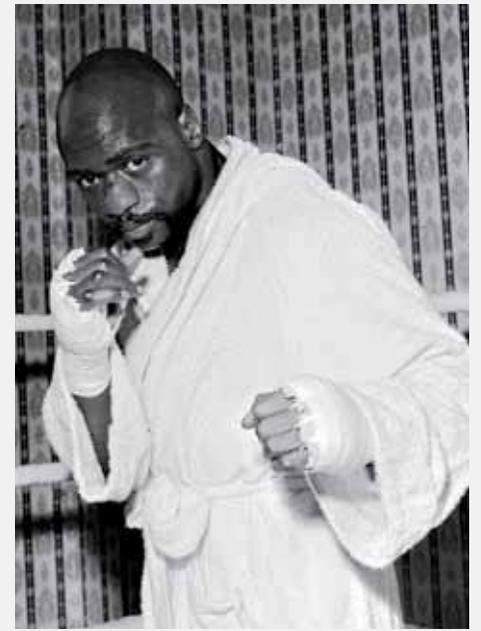
naten rund vierzig regimekritische Demonstranten getötet worden sind. Das ficht die Schweizer Chávez-Fans nicht an: Zu Ostern durfte **Walter Suter**, ehemaliger Schweizer Botschafter in Venezuela, im «Streitgespräch» mit dem Lateinamerika-Korrespondenten des *Tages-Anzeigers* seiner Bewunderung für Chávez freien Lauf lassen: «Der Chavismus hat eine gewaltige historische Leistung vollbracht.» Bereits 2007, als er noch im Amt war, habe sich Suter bei SP-Manifestationen als «Schweizer Botschafter in Venezuela und Genosse» vorgestellt, schrieb die Gewerkschaftszeitung *Work*. Doch auch im Parlament hat der Chavismo seine Lobby. SP-Nationalrätin **Margrit Kiener Nellen** wird auf der Nachrichtenplattform *Swissinfo*, deren Publikumsrat alt Botschafter Suter vorsteht, mit der Aussage zitiert: «Die Schweiz und Europa können von Chávez viel lernen.» (*fsc*)

2,5 Millionen Franken überweist das Stadtzürcher Präsidialdepartement von **Corine Mauch** (SP) jährlich an das alternative Kulturzentrum Rote Fabrik. Dass davon viel im kollektiv organisierten Apparat versickert – darüber hat die *Weltwoche* (Nr. 2/14) berichtet. Wer noch eines weiteren Beweises für den sorglosen Umgang mit Steuergeldern bedarf, wird in der Quartierzeitung *Zürich 2* fündig. Die Shedhalle, die Kunstabteilung der Roten Fabrik, hat zwei bis Juni 2016 befristete Teilzeitstellen ausgeschrieben («MitarbeiterIn Öffentlichkeitsarbeit 40–60 %, sowie MitarbeiterIn Produktion 40–60 %»). Dafür wurden in der linken *Wochenzeitung* je zwei fast halbseitige Inserate geschaltet, was 3500 Franken gekostet hat. Zum Vergleich: Für das Jahr 2014 erwartet die Shedhalle Einnahmen von 45 000 Franken. (*cal*)



Alternative Kultur: Stadtpäsidentin Mauch.

Nachruf



Klassenjustiz: Boxer Carter, 1965.

Rubin «Hurricane» Carter (1937–2014) — Es war der aufwühlendste Gerichtsirrtum und Fall von Klassenjustiz in den USA der Nachkriegsjahre. Der Mittelgewichtsboxer Rubin Carter, wegen seiner Knock-out-Siege «Hurricane» genannt, verbrachte neunzehn Jahre unschuldig hinter Gittern, weil er in der «Lafayette Bar» in seiner Heimatstadt Paterson, New Jersey, die drei Besitzer erschossen haben soll. Die Polizei hatte geschlampt und keine Spuren gesichert, die Jury bestand nur aus Weissen. Der Hauptzeuge, ein windiger Berufsverbrecher, zog seine Falschaussage später zurück. Carter erfüllte alle Klischees über Schwarze: Er war als jugendlicher Krimineller mit einer langen Liste von Verurteilungen auffällig geworden; als Boxer warf er mit Geld für weisse Luxuskarossen und Frauen um sich. Den Kampf um den Weltmeistertitel gegen Joey Giardello verlor er, aber den längsten und heroischsten Fight seines Lebens führte er hinter den Zuchthausmauern um Gerechtigkeit. Bob Dylan besang «Hurricane» in einer Anklage, die zum Welthit wurde. Als provisorischer Freigänger bedrängte und verprügelte Carter eine Unterstützerin, seine Glaubwürdigkeit in der Öffentlichkeit bröckelte. 1985 kam er in einem dritten Verfahren endlich frei. Fortan setzte er sich für die Organisation unschuldig Verurteilter ein. Seine Filmbiografie mit Denzel Washington in der Hauptrolle setzte ihm ein Denkmal. Der Mann, der sich nicht brechen liess, erhielt zwei Ehrendoktorate und einen Weltmeistertitel ehrenhalber. Rubin Carter ist in Toronto an Prostatakrebs gestorben. *Peter Hartmann*

Auf nach Brüssel

Von Henryk M. Broder — Hoffnung für Politiker, für die es daheim keine Verwendung mehr gibt.



Kennen Sie den Spruch: «Hast du einen Opa, dann schick ihn nach Europa»? Es ist natürlich keine Aufforderung, einen nahen Familienangehörigen loszuwerden, wie es die Eskimos tun, wenn sie alte und kranke Verwandte in der Eiswüste zurücklassen. Nein, gemeint ist: Politiker, für die es daheim keine Verwendung mehr gibt, bekommen ein Amt in Brüssel. Der ehemalige Bürgermeister von Berlin-Mitte, Joachim Zeller, sitzt seit 2009 für die CDU im Europaparlament, wo er im Ausschuss für regionale Entwicklung die Verteilung der EU-Fördermittel mitbestimmt, wofür ihm seine Berliner Freunde neulich gedankt haben. «Dank dieser Solidarität» sei es Berlin gelungen, sich zu einem «Zentrum der Europäischen Union zu entwickeln». Der normale Berliner freilich hat erst durch Zellers erneute Kandidatur erfahren, dass dieser bereits fünf Jahre in Brüssel residiert.

Wesentlich präsenter ist dagegen Günther Oettinger. Der Stuttgarter sass sechzehn Jahre als CDU-Abgeordneter im Landtag von Baden-Württemberg und war fünf Jahre Ministerpräsident des Landes, bevor ihn Angela Merkel nach Brüssel weglokte, wo er Energiekommissar wurde. Dort hat er sich mit originellen Ideen einen Namen gemacht. Im September 2011 schlug er vor, die Flaggen von überschuldeten Staaten «vor den EU-Gebäuden auf halbmast zu setzen». So ein Symbol «hätte einen hohen Abschreckungseffekt». Anfang 2013 sah er voraus, «dass einmal ein deutscher Kanzler oder eine Kanzlerin im nächsten Jahrzehnt mit dem Kollegen aus Paris auf Knien nach Ankara robben wird, um die Türken zu bitten: Freunde, kommt zu uns». Kurz vor Ostern las er seinen Freunden von der CSU die Leviten, die vergessen hätten, was sie Europa verdanken: Die Osterweiterung der EU habe den Freistaat «aus einer Randlage ins Zentrum Europas gebracht», ohne den europäischen Binnenmarkt würden die «in Ingolstadt, Dingolfing und München» hergestellten Autos «in Bayern verrotten».

Das stimmt nur bedingt. Die meisten Audis und BMWs werden nach China und Russland exportiert. Aber das muss der EU-Energiekommissar nicht wissen. Für den Binnenmarkt ist ein anderer zuständig, der von Energie nichts versteht.

Vom Rupfen der Gans

Von Kurt Schiltknecht — Die Schweiz ist gut beraten, wenn sie im Interesse aller auf eine zusätzliche Besteuerung der Vermögen mit einer Erbschaftssteuer verzichtet.

Wenn es um Steuern ging, hatte Jean-Baptiste Colbert, der Finanzminister von Ludwig XIV., ein simples Rezept: «Die Kunst der Besteuerung besteht darin, die Gans so zu rupfen, dass man möglichst viele Federn bei möglichst wenig Geschrei erhält.» Diesem Prinzip leben die linken Parteien heute noch nach, wenn sie die kleine Gruppe der Reichen mit Reichtums-, Vermögens- oder Erbschaftssteuern zur Kasse bitten wollen. Zurzeit steht wieder die Erbschaftssteuer auf der Agenda.

Seit Colbert haben Ökonomen und aufmerksame Beobachter des Zeitgeschehens einiges über wirtschaftlich sinnvolle Steuern dazugelernt. So ist man sich heute weitgehend einig: Steuern auf dem Vermögen – und dazu gehören auch die Erbschaftssteuern – sollten möglichst vermieden werden.

Bei der Konzipierung eines optimalen Steuersystems gibt es zwei Stossrichtungen. Diejenigen, die in einer ausgeglichenen Einkommens- und Vermögensverteilung ein wichtiges wirtschaftspolitisches Ziel sehen, plädieren für ein Steuersystem, das auf Umverteilung ausgerichtet ist. Diejenigen, die in einem nachhaltigen Wirtschaftswachstum den Schlüssel zur Förderung der gesamten Gesellschaft sehen, setzen sich für ein Steuersystem ein, das das Wachstum begünstigt oder zumindest nicht stark behindert. Hinter beiden Ansätzen steht letztlich die Frage, bis zu welchem Ausmass der Einzelne ein Anrecht auf die Früchte seiner Arbeit hat. Auch das ist eine Frage der Gerechtigkeit. Die Anhänger beider Richtungen sind sich in einem einig: Die Umverteilungen finden dann eine Grenze, wenn sie zu geringeren Steuereinnahmen führen. Dies abzuschätzen, ist nicht immer einfach.

X-fach besteuerte Ersparnisse

Analysen zeigen, dass Steuern auf Vermögen oder auf Erträgen daraus die Spar- und Investitionsentscheide in der Wirtschaft negativ beeinflussen und zu einem geringeren Wachstum führen. Aufgrund dieser Erkenntnis haben in den letzten Jahren zahlreiche Länder ihre Erbschafts- und Vermögenssteuern abgeschafft oder die entsprechenden Steuersätze reduziert. Die Schweiz ist noch eines der wenigen Länder, die sowohl eine Vermögens- als auch eine Vermögensertragssteuer erheben. Es ist allerdings nicht einzusehen, weshalb die Ersparnisse be-

steuert werden sollen. Die Ersparnisse sind letztlich nichts anderes als der nicht konsumierte Teil des Einkommens. Eine Steuer auf den Ersparnissen ist somit nur eine weitere Einkommenssteuer. Solange die Ersparnisse nicht aufgelöst werden, wiederholt sich die Besteuerung Jahr für Jahr, d. h., der nicht konsumierte Einkommensanteil wird x-fach besteuert. Es gibt keine plausible Erklärung, weshalb die Sparer, die zum Wachstum des Kapitalstocks beitragen, höhere Steuern bezahlen müssen als diejenigen, die das gleiche Einkommen haben, dieses aber ganz konsumieren und deshalb später vielleicht noch auf die Unterstützung des Staates angewiesen sind.

Steuern auf Vermögen und auf Vermögenserträgen reduzieren die Attraktivität des Sparens mehr, als die meisten ahnen. Dies zeigt ein Rechenbeispiel: Wenn wegen der Vermögens- und Kapitalertragssteuern der Ertrag statt drei nur noch zwei Prozent beträgt, liegt nach vierzig Jahren Arbeit der Wert der Anlage

um fast ein Drittel niedriger. Bei den heutigen Zinsen muss der Sparer froh sein, wenn er nach dem Bezahlen der Steuern überhaupt einen positiven Ertrag hat. Wenn nun die erfolgreichen Sparer noch zusätzlich zwanzig Prozent Erbschaftssteuern bezahlen müssten, nähme ihnen der Staat im Laufe des Lebens rund die Hälfte der Ersparnis weg. Der Anreiz zum Sparen würde noch kleiner.

Zum Bezahlen der hohen Erbschaftssteuern müssten zudem Ersparnisse aufgelöst werden, d. h., es müssten beispielsweise Immobilien, Unternehmen oder Wertpapiere verkauft oder Kredite aufgenommen werden. Dies alles würde das Wachstum und die Qualität des Kapitalstocks, der für das Wirtschaftswachstum von essenzieller Bedeutung ist, schwächen. Mit der Folge, dass die schweizerische Wirtschaft weniger wettbewerbsfähig würde und weniger wachsen würde. Es ist ein grosser Fehler, wenn das Problem einer Erbschaftssteuer nur bei der Abwanderung reicher Leute gesehen wird. Das ganz grosse Problem liegt bei der langfristigen Schwächung des Kapitalstocks. Die Schweiz ist gut beraten, wenn sie im Interesse aller auf eine zusätzliche Besteuerung der Vermögen mit einer Erbschaftssteuer verzichtet. Eine Besteuerung der Vermögen und der Vermögenserträge würde die für das Wachstum der Wirtschaft wichtigen Investitionen reduzieren, indem sie die Sparer bestraft.



Das Paradox der Politik Obamas

Von Hansrudolf Kamer — Die amerikanische Aussenpolitik folgt dem Volkswillen, wie er von Meinungsumfragen ermittelt wird. Dennoch sind die Amerikaner mit den Ergebnissen unzufrieden.



Meinungsumfragen diktieren die Politik. In Amerika war es Bill Clinton, der 42. Präsident, der in den neunziger Jahren die Methode der detaillierten politischen Steuerung durch Umfragen er-

funden und virtuos angewendet hatte. Manchmal liess er mehrmals täglich ausspüren, was die Untertanen über bestimmte Nuancen seiner Politik dachten.

Ein gelehriger Schüler ist Barack Obama. Seine Politik, die innere wie die äussere und beides vermischt, folgt weitgehend dem, was «man» will, so wie es jeweils von etablierten Instituten ausgeforscht wird. Auf den ersten Blick müsste Obama deshalb der populärste Politiker Amerikas sein. Dem ist aber nicht so.

Wie Robert Kagan von der Brookings Institution vor einiger Zeit bemerkte, war eine klare Mehrheit befragter Amerikaner gegen jede militärische Intervention in Syrien und im Mittleren Osten. Man war dafür, amerikanische Truppen «heimzuholen» und alles in den Aufbau zu Hause («nation-building at home») zu investieren.

Abzug aus dem Irak, Rückbau in Afghanistan, Zurückhaltung in Ägypten, «leading from behind» in Libyen, kein Militärschlag gegenüber Iran, sondern Lockerung der Sanktionen, Syrien an die Russen «übergeben», Gewehr bei Fuss bezüglich der Ukraine – eine minimalistische Aussenpolitik. Obama gab Fall für Fall der amerikanischen Öffentlichkeit, was sie offensichtlich wollte.

Doch das Leben ist unfair, wie es ein Amtsvorgänger gut fünfzig Jahre früher formulierte. Paradoxe Weise ist Obamas Aussenpolitik höchst unpopulär. Die Zustimmungsraten betreffend seine Aussenpolitik schwanken seit gut einem Jahr zwischen 32 und 36 Prozent – die Ablehnung ist jeweils klar über 50 Prozent. Seine Wirtschaftspolitik wird gewöhnlich etwas höher eingestuft, und selbst Obamacare liegt knapp bei über 40 Prozent.

Aussenpolitik ist der am wenigsten beliebte Teil von Obamas gesamtem Regierungsaufwand. Der Präsident erfüllt die Rückzugswünsche und die Ohne-mich-Sehnsucht der Nation, doch diese dankt ihm dies nicht. Die Methode der «umfragegetesteten» Aussenpo-

litik funktioniert nicht. Der Schwanz wedelt mit dem Hund, wie der Titel eines Films aus der Clinton-Zeit lautete.

Clinton, der pollgetriebene Präsident und «Triangulator» par excellence, erkannte selbst die Grenzen seiner Methode. Er intervenierte in Bosnien und Kosovo schliesslich militärisch, obwohl die Meinungsumfragen vorher Mehrheiten gegen genau dieses Vorgehen angezeigt hatten. Prompt stiegen nachher seine Zustimmungsraten.

Was wäre geschehen, wenn sich Obama im August 2013 ein Herz gefasst und die geplante Intervention in Syrien wirklich durchgezogen, oder noch besser, früher eine durchdachte Strategie eingeleitet hätte? Mit andern Worten: Das Publikum löst für den Präsidenten die schwierigen politischen Probleme nicht. Es will und braucht Führung, fordert kalkulierte Risikobereitschaft und ist dann auch bereit, diese zu honorieren.

Diskrepanz zwischen Wort und Tat

Innenpolitisch funktioniert die Umfragerie für Obama auch nicht, doch in der Aussenpolitik ist der Verlust an Glaubwürdigkeit am auffälligsten. Viele Regierungskanzleien sind zu Recht oder zu Unrecht zur Überzeugung gelangt, dass die Amerikaner die Lust verloren haben, sich an irgendeinem Konflikt aktiv zu beteiligen.

Der ehemalige deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt orakelt über den sich verstärkenden amerikanischen Isolationismus – der sich aus historischen Traditionen, der kommenden Unabhängigkeit von Energieimporten und der sich wandelnden Gesellschaftsstruktur nähre –, dass er die Folge der sich abzeichnenden relativen Mehrheit interventionsscheuer Latino-Amerikaner sei.

Schon heute sind die Zweifel darüber verbreitet, welche der globalen Bündnisverpflichtungen die Amerikaner tatsächlich noch erfüllen würden. Diese Woche ist Obama in Asien unterwegs, um verunsicherte Alliierte zu beruhigen. Er kann ihnen nur sagen, dass die Ukraine kein Verbündeter sei, Syrien ausserhalb amerikanischer Interessen liege und die Vorstellung eines allgemeinen Rückzugs Amerikas falsch sei.

Doch hat die Krise um die Ukraine lediglich verstärkt, was vorher erkennbar war. Konkurrenten und Gegner haben alle seinerzeit die Reden Obamas als neuer Präsident registriert, bewertet und dann beobachtet, was er in Wirklichkeit unternahm. Aus der Diskrepanz zwischen Wort und Tat zogen sie ihre Schlüsse. Deshalb sind seine neuen Zusicherungen und halbherzigen Markierungen im Zeitalter des Diktatorenfrühlings wenig wert.

Obama wird von seiner Rhetorik eingeholt. Die Einschaltquoten der Fernsehsender belegen, dass auch das amerikanische Publikum abschaltet.

Dabei zeigt gerade die allgemeine Unzufriedenheit über die Aussenpolitik, dass die Schneckenhaus-Phase zu ihrem Ende kommen könnte. Das Projekt einer strategisch fundierten und taktisch klugen Aussenpolitik wäre durchaus mehrheitsfähig.



Das Leben ist unfair: Clinton (l.), Obama.

Rechenkünste der Armeebestatter

Von Christoph Mörgeli

SP, Grüne und GSoA wissen genau: Mit dem Argument der Sicherheit haben sie weder die geringste Glaubwürdigkeit noch das Ohr des Volkes. Darum setzen die Gegner der Beschaffung des Kampfflugzeugs Gripen auf die Kosten. Und hoffen so, bei den sparsamen Schweizern zu punkten. Nur vergessen sie, dass die Stimmbürger besser rechnen können – gerade bei den Staatsausgaben. Der Souverän weiss genau: Die Sparpolitik gehört nicht zur Kernkompetenz der linken Störfeuerschützen gegen den Gripen.

Dennoch lautet das Credo der medial verstärkten Salven der rot-grünen Armeebestatter: Der neue Kampfjet kostet uns 10 Milliarden Franken. Ob Bastien Girod oder Anita Fetz oder Christian Levrat – alle diese Rechenkünstler kommen auf 10 Milliarden Franken. In Wahrheit betragen die Beschaffungskosten in den nächsten zehn Jahren 3,1 Milliarden, also gut 300 Millionen pro Jahr. Und die Unterhaltskosten für die nächsten dreissig Jahre zusätzliche 3 Milliarden. Eigentlich könnten wir uns das problemlos aus dem ordentlichen Armeebudget leisten. Doch die drei Damen und ein SP-Mann im Bundesrat versuchten mit der referendumsfähigen Fondslösung von Beginn an, den Gripen abstürzen zu lassen.

Gemäss linkem Rechenbüchlein müssten wir Bürgerlichen jetzt auch andere Zahlen nennen. Etwa statt der jährlichen 1,4 Milliarden Asylkosten jedes Mal 42 Milliarden – weil wir ja die nächsten dreissig Jahre mit einbeziehen könnten. Statt 2,9 Milliarden Auslandsbeziehungen (speziell Entwicklungshilfe) wären es dreissig Mal mehr, also 87 Milliarden. Statt 20 Milliarden Bundesgelder für die soziale Wohlfahrt wäre fortan die Zahl 600 Milliarden Sozialausgaben zu nennen. Mal sehen, ob die Linken solch abenteuerliche Zahlen genauso geduldig schlucken, wie es die Armeebefürworter bei den 10 Gripen-Milliarden tun.

Wer genau hat eigentlich Panik? Und welche Seite lässt jedes Niveau vermissen? Sicher nicht jene, die aus Verantwortung gegenüber den künftigen Generationen die Tiger-Jets mit ihrer Technik aus Zeiten der Mondlandung ersetzen wollen. Und schon gar nicht jene, die keine Flieger kaufen, die heute schon in der Luft sind, weil deren Technologie und Elektronik in Kürze veraltet sein wird. «Papierflieger», so heisst das gegenwärtig liebste Schimpfwort der Linken. «Papierlose», so heisst dagegen nach wie vor ihr liebstes Hätschelwort.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Europa- und Amstutz-kompatibel

Von Peter Bodenmann — Für *Weltwoche*-Kolumnist Silvio Borner funktionieren Kontingente nicht. Recht hat er.



Der Staatssäckel füllt sich: SVP-Fraktionschef Amstutz.

Vor der Abstimmung über ihre Initiative zur Masseneinwanderung herrschte Kakophonie, was die Umsetzung derselben betrifft. Immerhin definierte Fraktionschef Adrian Amstutz die Grössenordnung: Die SVP will die Nettozuwanderung pro Jahr von knapp 100 000 Personen auf etwas unter 50 000 Personen halbieren.

Nach der Abstimmung wird die SVP konkreter: Der Bund verteilt jedes Jahr Kontingente an die Kantone. Und die Kantone diese ihrerseits an die Unternehmen. Das ist erstens der Tod der Bilateralen. Und zweitens der Aufbau eines staatlichen Bürokratie-Monsters.

Im Kanton Graubünden war der heutige SVP-Nationalrat Heinz Brand einst Chef der Fremdenpolizei. Er will neu Regierungsrat werden, zuständig für die Kontingente. In Bern möchte er möglichst viele abholen, um diese dann im Bündnerland zu verteilen. Ineffizienz, Politik und Willkür wären die Folgen. Alles Gift für die Wirtschaft.

Wirtschaftsprofessor Reiner Eichenberger möchte die Kontingente versteigern. Wer mehr bietet, bekommt die Sklaven. Die anderen gehen leer aus. Der Staatssäckel füllt sich, da selbst nach Amstutz – wegen der Auswanderer – jedes Jahr 100 000 zuwandern dürfen.

Anders Kolumnist Silvio Borner. In der letzten *Weltwoche* geht er zu Recht davon aus, dass das mit den Kontingenten nie funktionieren wird. Um die Zuwanderung zu bremsen, will Borner statt-

dessen den Franken härter machen. Betroffen wären die Industrie und der Tourismus. Nicht betroffen wären die Bauern und das sich immer weiter aufblasende Gesundheitswesen.

Selbst die UBS hat es inzwischen gemerkt: Im internationalen Quervergleich muss man die ILO-Arbeitslosenzahlen als Basis für Vergleiche beziehen. Alle anderen Zahlen sind nicht vergleichbar. Baden-Württemberg hat immer noch mehr Einwohner als die Schweiz. Aber prozentual 25 Prozent weniger Arbeitslose als unser Land. Das Bruttoinlandprodukt pro Kopf ist in den letzten Jahren stärker gewachsen als in der Schweiz. Die Zuwanderung bewegt sich im Amstutz-Korridor. Zur Beunruhigung der rechten Polit-Hysteriker: Baden-Württemberg befindet sich in der EU.

Die Schweiz braucht schnellen Strukturwandel. Erstens europäische Lebensmittelpreise. Zweitens Minimallohn von 4000 Franken. Drittens Reduktion der Akutmedizin auf 40 Spitäler mit je 500 Betten. Viertens Erhöhung der Steuern für Holdings und Entlastung für kleine und mittlere Einkommen. Fünftens Schluss mit den Pauschalbesteuerten. Eine entsprechende Lex Amstutz bremst die Zuwanderung und erhöht die realen Einkommen der Haushalte. Und schon haben wir das Problem Europa- und Amstutz-kompatibel gelöst.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ho-Ho-Ho-Chi-Minh

Von Kurt W. Zimmermann — Die «Rundschau»: Das letzte Refugium, wo Journalisten noch lieber ideologisieren als informieren.

Mario Poletti, der Redaktionsleiter der «Rundschau», hat für seine Sendung eine «Grundmission» formuliert. Die Grundmission lautet: «Die «Rundschau» hinterfragt die Macht.»

Man muss sich diesen Satz laut vorlesen, um seine ganze Pathetik zu erfassen: «Die «Rundschau» hinterfragt die Macht.» Man fühlt sich in die siebziger Jahre zurückversetzt.

Das Schweizer TV-Programm hat derzeit wenige Schwachstellen. Im Grunde gibt es nur eine Sendung, die wirklich unseriös ist. Das ist die «Rundschau». Sie ist oft unlauter und unethisch. Sie verstösst regelmässig gegen journalistische Standesregeln wie Fairness und Sachgerechtigkeit.

Das Publikum kennt diese Defizite. Bei der Unabhängigen Beschwerdeinstanz wie beim Ombudsmann von SRF ist die «Rundschau» jeweils die deutliche Rekordhalterin an Beschwerden.

Ihr jüngstes Fehlverhalten, rund um Gripen und Ueli Maurer, ist darum nicht verwunderlich. Es war ähnlich grenzwertig wie viele Beiträge zuvor. Die «Rundschau» ist, nüchtern betrachtet, ein standesethischer Problemfall.

Um den Problemfall zu verstehen, müssen wir tatsächlich kurz in die siebziger Jahre zurück. Damals entstand der «kritische Journalismus». Er stützte sich ab auf die kritische Theorie von Jürgen Habermas. Es war eine Melange von marxistischer und freudianischer Systemanalyse mit dem Ziel, die Macht zu hinterfragen. Es war die Zeit von Ho-Ho-Ho-Chi-Minh.

Das Konzept scheiterte spätestens nach dem Jahr 2000 an der Intelligenz des Publikums. Das Publikum wollte keine Ideologie, sondern Information. Die «Rundschau» ist das letzte wichtige Gefäss unserer Medien, das auch heute noch, selbstdeklariert, das ideologische Konzept des kritischen Journalismus und dessen Machtdemontage verfolgt.

Die Umsetzung des Konzepts basiert auf drei klassischen Säulen. Das sind Themenauswahl, Thesenjournalismus und Absicherungstechnik. Die Themenauswahl der «Rundschau» ist klar. Es dominieren die Prioritäten der progressiven Wahrnehmung. Waffenexporte, Steuerparadiese, Rohstoffhändler, Armeekritik, Abschottung. Gelegentlich schleust die «Rundschau» einen IV-Betrüger ein, um sich bei Bürgerlichen als politisch ausgewogene Plattform zu legitimieren.

Der Thesenjournalismus der «Rundschau» ist ebenso klar. Erst wird die kritische These



Defizite: «Rundschau»-Leiter Poletti.

formuliert, dann sucht man dubiose «Experten», welche die These bestätigen. Im neusten Fall – These: Der Gripen ist Unsinn – präsentierte die Redaktion etwa einen deutschen Experten, der geistig der GSoA nahesteht und über dessen Parteilichkeit sich Bundesrat Ueli Maurer zu Recht ärgerte. Auch bei Bundesrat Johann Schneider-Ammann, den die «Rundschau» als Steuerflüchtling anschwärzte, spielte derselbe Mechanismus der gezielten Vorverurteilung.

Wichtig ist nun aber, dass die vorverurteilten Machträger zu den Vorwürfen Stellung nehmen dürfen. Dieser Trick der Absicherung ist in den Medien bestens bekannt. Man nennt es Alibi-Interview. Man diffamiert eine öffentliche Person in einem Beitrag als Geldwäscher, Kinderschänder, Steuerflüchtling und Idioten. Dann fragt der Journalist: «Was sagen Sie dazu, dass Sie ein Geldwäscher, Kinderschänder, Steuerflüchtling und Idiot sind?»

Im neusten Beispiel wurde zum Beispiel Bundesrat Maurer von «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz gefragt, ob er ein solcher Idiot sei, dass er an einen bewaffneten Überfall Liechtensteins auf die Schweiz glaube. Das war derart durchgeknallt, dass es ein neuer Höchstwert selbst für diese Sendung war.

Bundesrat Maurer fand das «nicht gerade intelligenten Journalismus». Das war sehr zurückhaltend formuliert.

Bossy

Von Beatrice Schlag — Ein Wort soll abgeschafft werden.

Auf Deutsch heisst «bossy» «herrisch» oder «gebieterisch». Auf Englisch heisst es einfach, das zu tun, was Chefs meist als natürliche Aufgabe empfinden: andere herumzukommandieren. Logischerweise bezeichnet man einen guten Boss nie als «bossy». Es ist die negative Bezeichnung für jemanden, der sich die Herumkommandiererei anmass, ohne dafür legitimiert zu sein.



Unterdessen wird «bossy» allerdings vor allem verwendet, um Mädchen und Frauen zu kritisieren, die Neigungen zu Entscheidungsfreude verraten. Deswegen hat Sheryl Sandberg dazu aufgerufen, das Wort zu bannen. Sie sagt, ein Mädchen im Teenager-Alter halte lieber den Mund, als zu riskieren, für «bossy» gehalten zu werden. Mädchen sind bekanntlich vom Urteil ihrer Umwelt abhängiger als Buben.

Milliardärin Sheryl Sandberg ist heute eine feministische Leitfigur. Die ehemalige Top-Frau von Google, heute Finanzchefin bei Facebook, war ein Mädchen, das von allen «bossy» genannt wurde. Das schrieb sie in ihrem Weltbestseller «Lean In», in dem sie Frauen auffordert, ihren Ehrgeiz am Arbeitsplatz zu verteidigen und sich nicht kleinzumachen. Sie schrieb auch, die Erinnerungen an ihre Herumkommandiererei als junges Mädchen hätten sie jahrzehntelang beschämt. Bei ihrer Hochzeit sagten ihr jüngerer Bruder und ihre jüngere Schwester: «Einige hier denken, wir seien Sheryls jüngere Geschwister. In Wahrheit waren wir ihre ersten Angestellten.» Nun ruft Sheryl Sandberg, gemeinsam mit dem Vorstand amerikanischer Pfadfinderinnen, zum Bann des Worts «bossy» auf. Auf ihrer Website plädieren Prominente wie Ex-Aussenministerin Condoleezza Rice dafür. Beyoncé sagt in einem Video: «Ich bin nicht bossy. Ich bin der Boss.»

«Bossy» mag für Frauen ein ärgerliches Wort sein. Wie «schrill» oder «aggressiv», was man Männern nie nachsagt. Aber man verbietet keine Wörter. Ein Wort verbieten zu wollen, ist fundamentalistischer Unfug. Er regt zum trotzigen Gebrauch an, sonst nichts. Manchmal staunt man, wie dumm, weltfremd und anmassend kluge und einflussreiche Menschen sein können.

Leserbriefe

«Da bleibt Regine Aepli und Sebastian Brändli wohl nur der sofortige Rücktritt von ihren Ämtern.» *Robert Stadelmann*



Titelblatt der letzten Weltwoche.

Agentur für Konspiration

Nr. 16 – «Anweisungen von ganz oben»;
Philipp Gut über
die Universitätsaffäre

Da bleibt Regine Aepli und Sebastian Brändli wohl nur der sofortige Rücktritt von ihren Ämtern... und die Eröffnung einer Agentur für Konspiration.

Robert Stadelmann, Luzern

Bitte schön auf Französisch

Nr. 16 – «Was die Schweiz ist»;
Kommentar von
Pascal Couchepin

Es ist ja rührend, wie der Alt-Bundesrat die Tatsache zelebriert, dass in den Schulen der Westschweiz alle als erste Fremdsprache Deutsch lernen. Was die Romands dann damit anfangen, steht auf einem anderen Blatt. Jeder Deutschschweizer weiss aus vielfacher unangenehmer Erfahrung, dass sich unsere welschen *compatriotes* selbst in höchsten Stäben der Armee, in Behörden, an Kongressen und in Seminarien grossmehrheitlich kategorisch und wenig freundeidgenössisch weigern, auch nur ein einziges Wort Deutsch zu sprechen, und ganz selbstverständlich erwarten, dass die Deutschschweizer sich mit ihnen *s'il vous plaît* in Französisch verständigen. Oder eben in Englisch. Das ist die Schweiz.

Karl Gautschi, Menziken

Freudig, angeregt, dankbar

Nr. 16 – «Woran glauben Sie?»;
Umfrage zu Ostern

Freudig, angeregt und dankbar nehme ich die *Weltwoche*-Umfrage wahr. Freudig, weil sich verschiedene teils mir auch persönlich gut bekannte Individualitäten offen zu ihren persönlichen Erfahrungen und Überzeugungen äussern. Angeregt, um im breiten Spektrum charakterisierender Äusserungen nach Menschen Verbindendem zu suchen. Dazu bloss Glaubenshaltungen zu hinterfragen. Darüber hinaus in Richtung Selbst- und Geist-Erkenntnis als heute hochaktuelle, heilsame Herausforderungen und mehr als lebenslange Lernthemen mit «Kopf, Herz und Hand» (Pestalozzi) zu bewegen. Dankbar, angesichts des heutigen Impulses und weltweiten Zeichens der von Karl von Schumacher vor rund acht Jahrzehnten in ähnlich existenziellen Bedrohungen gegründeten *Weltwoche* für eine freiheitliche, selbstbestimmte, weltoffene, wehrhafte, neutrale – wie lange noch? –, direktdemokratische, föderalistisch-dezentral strukturierte, sozialverträgliche, lern- und entwicklungsfähige Schweiz im Herzen eines arg bedrohten und geistig ausgelaugten und gefangenen Europa. *Hans Jörg Landolt, Ascona*

Ich bin Atheistin, aber beim wortgewandten, witzigen und gutaussehenden Beda M. Stadler mache ich eine Ausnahme – ihn finde ich göttlich. *Claudia Benoit, Bern*

Das Gerede der SVPLer

Nr. 16 – «Hände weg vom Binnenmarkt»;
Thomas Matter über den europäischen
Binnenmarkt

Das Gerede von Thomas Matter und anderen SVPLern über den europäischen Binnenmarkt und die Schweizer Rolle vermischt Äpfel und Birnen. Und mit dem Mehrwertsteuersatz hat der Binnenmarkt gar nichts zu tun. 1992 waren alle Türen offen für eine nachhaltige Regelung unserer Beziehung zur EU. Dabei hätte die Schweiz bei der Mehrwertsteuer die volle Souveränität behalten. Mit den bilateralen Verträgen ist die Schweiz rechtlich nur bedingt Teil des Binnenmarktes, faktisch aber sehr wohl. Man darf allerdings die Dinge nicht durcheinanderbringen. Nach dem EWR-Nein im Jahr 1992 hat sich die Schweiz dem EU-Binnenmarkt in bestimmten Bereichen angeschlossen, insbesondere bei der Personenfreizügigkeit und – mit Abstrichen – beim freien Warenverkehr. Personenfreizügigkeit und beschränkte Warenverkehrsfreiheit hängen freilich zusammen. Wenn wir die Personenfreizügigkeit aufkündigen, so riskieren wir, dass unsere Industrie nicht mehr frei in die EU exportieren kann. Und auch das von den Banken – warum eigentlich nicht von Matters Neuer Helvetischen Bank? – gewünschte Dienstleistungsabkommen wird dann definitiv Wunschtraum.

Kathy Riklin, CVP-Nationalrätin, Zürich

Konzept des Billiganbieters

Nr. 16 – «Gott, Mensch»;
Editorial von Roger Köppel

Eine etwas weniger verklärende, jedoch handfestere Deutung der Reformation bietet das Werk «The Marketplace of Christianity» (B. Ekelund et al., MIT-Press). Das Erfolgskonzept der Reformation war das des Billiganbieters: dasselbe Produkt (Vergebung der Sünden, Leben nach dem Tod, ein Platz im Himmel usw.) zu einem günstigeren Preis durch Ausschaltung des «Zwischenhandels» der katholischen Priesterkaste mit ihrem aufwendigen Budenzauber.

Werner Kieser, per E-Mail

Zentraler Begriff, keine «Indoktrination»

Nr. 15 – «Propaganda academica»;
Alex Reichmuth über Schweizer Hochschulen

Wäre der Artikel nicht so polemisch und teilweise diffamierend, könnte man ernsthaft über seine Sache reden. Denn tatsächlich ist das Verhältnis von Universität und Politik so wichtig wie vielschichtig. Max Weber verlangt die Unterscheidung von «Tribüne» (Politik) und «Kathedra» (wissenschaftliche Lehre und Forschung): Wer als Mitglied akademischer

Institutionen die Autorität wissenschaftlicher Vernunft beanspruche, müsse seine Feststellungen so «wertfrei» wie möglich formulieren – und zugleich auf die unvermeidliche eigene Wertgebundenheit achten.

Diese Einsicht ist als Leitidee nach wie vor tauglich. Doch mindestens zwei wesentliche Dinge bleiben von ihr unbeachtet. Zum einen die unvermeidliche Präsenz normativ geladener Themen im stets wachsenden Katalog wissenschaftlich relevanter Aufgaben; zum anderen die (für Liberale selbstverständliche) Trennung zwischen der Rolle der wissenschaftlich-akademischen Tätigkeit im institutionell definierbaren Sinn und der Rolle des Bürgers, der Bürgerin im Rahmen der demokratischen Öffentlichkeit.

Als akademischer Lehrer sollte man manchmal auf Aussagen verzichten, die einem als Teilnehmer öffentlicher Debatten umstandslos zustehen. (Ich selbst, Professor emeritus, zu Deutsch: «ausgemustert», bin im Übrigen seit vier Jahren nicht mehr im akademischen Betrieb; und, als sich in die Politik einmischender Bürger, darum so ziemlich in der gleichen Position wie Kollege Mörgeli; nicht zuletzt berühmt als Kolumnenverfasser der *Weltwoche*.)

Um auch ein Beispiel zum erstgenannten Punkt zu geben: Die Kategorie der «Geschlechterdifferenz» ist ein zentraler Begriff im Repertoire der zeitgenössischen politischen Philosophie geworden. Es hat nichts mit «Indoktrination» zu tun, wenn ihn Frau Meyer – im Rahmen eines universitären Basler Seminars über «Grundbegriffe» – prominent behandelt. Freilich ist es auch kein Zufall, dass ihm dieser Rang erst im Lauf einer langen, keineswegs wertfreien Auseinandersetzung zuerkannt worden ist. Wer ihn heute akademisch diskutiert, kann deshalb gar nicht anders, als ihn – auch – wertend zu beurteilen: Die reine Tatsache, dass man ihn ausdrücklich in die Liste der Grundbegriffe aufnimmt (oder nicht), enthält – implizit – einen normativen Sinn.

Über all dies darf und soll man nachdenken. Allerdings scheint der Autor das für überflüssig zu halten, leider.

Georg Kohler, per E-Mail

Weltwoche allgemein

Irgendwann im Jahr 1964 muss ich Leser der *Weltwoche* geworden sein. Ohne die Geschichte meines Lebens auszuführen, kann ich sagen, dass mich Ihr Blatt in die weite Ferne begleitete. Als Deutscher kam ich in die Schweiz und heiratete eine Schweizerin. Ich lebte und arbeitete in verschiedenen Ländern und Kontinenten. Die *Weltwoche* begleitete mich früher auf dem Postweg – heute online. Die Qualität meiner Information ist mir auch heute noch etwas wert. Günther Tropschuh, per E-Mail

Korrigenda

Im Artikel «Hafenkäse» (Nr. 15/14) steht fälschlicherweise geschrieben, der Hafenkran rage «dreissig Meter über die Limmat, kurz vor der Einmündung in den Zürichsee». Selbstverständlich mündet die Limmat nicht in den Zürichsee, sie ist dessen Abfluss.

In der Rubrik «Namen» (Nr. 16/14) passierte im Text über das «Kulm Hotel St. Moritz» ein Fehler beim Redigieren. Es muss heissen: «Jenny und Heinz Hunkeler übernahmen die Gastgeberrolle im «Kulm».» Der im Text erwähnte Christian Jott Jenny hat nichts damit zu tun. Er ist Gründer des St. Moritzer Festival da Jazz. Wir bitten die betroffenen Personen und die Autorin um Entschuldigung.

Die Redaktion



Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

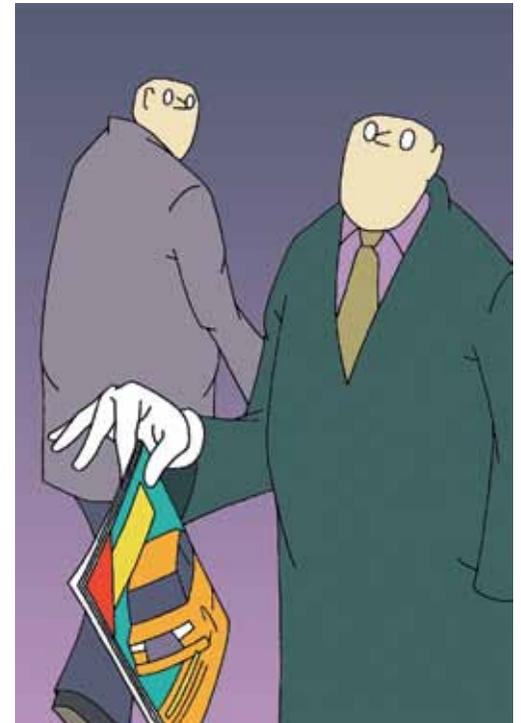
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich die *Weltwoche* ein «Revolverblatt» nennen?

Urs Käsemodel, Bürglen

Tut mir leid, aber die *Weltwoche* ist kein Revolverblatt. Ein Revolverblatt schreibt vorzugsweise über Verbrechen wie Mord, Totschlag und Vergewaltigung. Über Politik schreibt ein Revolverblatt nie. Eine Ausnahme macht es allenfalls dann, wenn ein Politiker seine Geliebte enthauptet und dann in kleine Stücke zersägt. Nennen Sie die *Weltwoche* also nicht Revolverblatt, dazu ist sie zu politisch. Wenn Sie Ihre Abneigung ausdrücken wollen, nennen Sie sie besser ein Schundblatt. Schundblatt geht immer. Kurt W. Zimmermann

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Bittgang nach Brüssel

Der Bundesrat kommt der EU weit entgegen, um sie nach dem Entscheid gegen die Personenfreizügigkeit zu besänftigen. Er will die Schweiz enger in den europäischen Binnenmarkt einbinden, also fremdes Recht übernehmen. Das Volk wollte am 9. Februar das Gegenteil. Von Markus Schär

«Akzeptieren wir noch eine Partei, die eine Krise provoziert hat?», fragte Pascal Sciarini. Der Genfer Professor warnte im Januar am Jahreskongress der Schweizer Politologen: Wenn das Volk, von der SVP verführt, die Masseneinwanderungsinitiative annehme, komme es zur Regierungskrise, denn mit diesem Entscheid gefährde das Volk, ohne es zu wollen, die Beziehungen der Schweiz zur EU. Deshalb forderte der Theoretiker für diesen Fall: SVP raus aus dem Bundesrat!

Jetzt muss Sciarini einräumen, dass das Volk wusste, was es tat. Er wertete mit seinem Team die Vox-Umfrage aus, die im Anschluss an die Abstimmung vom 9. Februar nach den Motiven für den Volksentscheid forschte. Dabei stellte er fest: Zwei Drittel aller Stimmenden anerkannten das Argument, die Schweiz müsse die Einwanderung wieder selber steuern können, weil die unkontrollierte Zuwanderung zu Problemen führe. Und «eine überwältigende Mehrheit der Befürworter und eine ziemlich grosse Minderheit der Gegner» (die Forscher geben die Daten nicht heraus) stimmten sogar dem Argument zu: «Wenn die Kontrolle der Zuwanderung zu einer Kündigung der bilateralen Verträge mit der EU führt, müssen wir dieses Risiko eingehen.»

Das Volk will also das Verhältnis mit der EU wieder lockern, nämlich echte bilaterale Beziehungen aushandeln und die Schweiz nicht völlig in den EU-Binnenmarkt einbinden. Der Bundesrat tut das Gegenteil. Vom Ergebnis des 9. Februars überrascht, aber vom Volksverdikt ungerührt, treibt er seine Pläne voran, den vermeintlich gefährdeten bilateralen Weg zu «renovieren», wie dies in der Sprachregelung von Aussenminister Didier Burkhalter heisst.

Mediengetöse und Geheimniskrämerei

Einerseits besänftigt der Bundesrat die EU. Sie zetert wegen des angeblichen Angriffs auf ihre Grundfesten – obwohl die «vier Freiheiten» der EU für Personen, Waren, Dienstleistungen und Kapital für die Schweiz als Nichtmitglied gar nicht voll gelten. Und sie straft die Schweizer mit dem Ausschluss aus den Forschungs- und Studentenaustauschprogrammen – indem sie als Vorwand benutzt, dass die Schweiz das Freizügigkeitsabkommen mit dem neuen EU-Land Kroatien vorläufig nicht unterzeichnen kann.

Andererseits bemüht sich der Bundesrat in den Verhandlungen mit der EU immer noch um eine «Positivagenda», wie die Wortschöpfung von

EU-Chefunterhändler David O'Sullivan lautet: Die Landesregierung bittet weiter um Abkommen zum Strommarkt sowie zum Emissionshandel (die vorwiegend der EU nützen) und insbesondere um ein institutionelles Rahmenabkommen (das die EU fordert), mit dem die Schweiz das EU-Recht übernehmen und sich dem EU-Gerichtshof unterstellen würde.

Bei den Verhandlungen zwischen der EU und der Schweiz herrscht einerseits Mediengetöse, andererseits Geheimniskrämerei. Klar ist nur eines: Der Bundesrat, keineswegs in die Krise gestürzt, will die SVP zwar nicht rauswerfen – aber auch nicht einbeziehen. Er trickst bei seinem Bestreben, die Schweiz enger in die EU einzubinden, die Vertreterin der Volksmehrheit aus.

«Das Aufheben der Personenfreizügigkeit mit der EU gefährdet einen wichtigen Pfeiler für den Erfolg der Wirtschaft und den Wohlstand in der Schweiz», warnten die Gegner vor der Abstimmung im lautstarken Chor. Laut der Vox-Analyse glaubten die Stimmbürger den Angstmachern jedoch nicht. Und nach dem 9. Februar konnten die Warner beim schlechtesten Willen nicht die prophezeite

Es gibt gegenwärtig mit der EU gar kein schwieriges Problem – sondern nur bessere Lösungen.

Katastrophe beschwören, nur weil einzelne Firmen oder Personen ankündigten, sie flöhen aus dem angeblich sich abschottenden Land. Deshalb sprang ihnen die EU bei: Sie kündigte zwar keine Abkommen – daran hat sie selber kein Interesse –, setzte aber alle offenen Verhandlungen aus. Das traf, zufällig, Studierende und Forschende; darum konnten die EU-Propagandisten behaupten, die Schweiz setze mit der Isolation ihre Zukunft aufs Spiel.

Die Panikmache erweist sich jetzt als völlig übertrieben: Einerseits warfen die Programme, von denen die Schweizer ausgeschlossen bleiben, Fragen auf, andererseits hat der Bundesrat inzwischen die Probleme gelöst. Beim Studentenaustauschprogramm «Erasmus+» deckte die *Basler Zeitung* auf, dass die Landesregierung noch im Januar an einen Ausstieg dachte, weil die EU von der Schweiz plötzlich den dreifachen Beitrag forderte. Dazu stellte sich heraus, dass von den 110 Millionen Franken, die das Parlament 2009 für das erste Programm beschlossen hatte, nur ein

Drittel wirklich dem Studentenaustauschdiente. Daneben schüttete die verantwortliche CH-Stiftung die Millionen für Yogakurse, Hip-Hop-Events, einen Alphornplausch oder zugunsten einer Postkartenaktion «für Frauen der Grossmütter-Generation 2.0» aus.

Und beim Forschungsprogramm «Horizon 2020» zeigt sich (*Weltwoche* Nr. 12/14), dass vom Budget von 84 Milliarden Euro – zu dem die Schweiz mehr als fünf Prozent beisteuern wollte – nur 24 Milliarden wirklich in die Spitzenforschung fliessen. Mit 17 Milliarden will die EU zwecks «industrieller Führerschaft» Unternehmen fördern, mit gegen 30 Milliarden «gesellschaftliche Herausforderungen anpacken», konkret Entwicklungshilfe etwa für die Wasseraufbereitung in Syrien oder die Glasfaserverkabelung in Aserbaidschan leisten.

Für «Erasmus+» beschloss der Bundesrat letzte Woche eine Übergangslösung. Die Schweiz nimmt am Programm als Drittstaat teil und setzt dafür im laufenden Jahr die 23 Millionen Franken ein, die sie bisher für die volle Beteiligung vorsah. Die Kritik an der Förderung von fragwürdigen Projekten wirkt sich positiv aus: Die Millionen sollen neu fast zu 90 Prozent in den Studentenaustausch fliessen und vor allem nur noch «exzellente Projekte» fördern.

Bei der Forschungszusammenarbeit versprach Wissenschaftsminister Johann Schneider-Ammann schon vor zwei Wochen für Mai oder Juni «zukunftsgerichtete Entscheide» des Bundesrates und berichtete vom Erfolg eines Übergangsprogramms: Jene Forscher, die sich wegen der Blockade nicht um Beiträge des Europäischen Forschungsrates (ERC) bewerben durften, konnten beim Nationalfonds sogenannte SNSF Starting Grants beantragen. Dieses Angebot nutzten 145 Forscher für Projekte mit Kosten in der Höhe von 219 Millionen Franken.

Es gibt also gegenwärtig mit der EU gar kein schwieriges Problem – sondern nur bessere Lösungen, da die Schweiz die Steuergelder direkt für Projekte einsetzen kann und nicht mehr in die Brüsseler Bürokratie einspeisen muss. Trotzdem befeisst sich der Bundesrat, das Ärgernis auszuräumen, mit dem die EU willkürlich ihre Strafaktionen begründete: Artikel 4 der Masseneinwanderungsinitiative trat nach Meinung des Justizdepartements von Simonetta Sommaruga am 9. Februar in Kraft; die Schweiz kann gemäss diesem Artikel keine Verträge mehr unterzeichnen, die gegen die eigenständige Regelung der Zuwanderung verstossen, also auch nicht das Personenfreizügigkeitsabkommen



Im Banne der «Positivagenda»: Schweizer Staatssekretär Rossier (l.), EU-Chefunterhändler O'Sullivan.

mit dem jüngsten EU-Mitglied Kroatien, obwohl dieses Abkommen noch zehn Jahre lang Kontingente vorsieht.

Die EU forderte dafür eine Lösung, die Schweiz legte sie Anfang April vor, in Absprache mit Kroatien: Sie will das Abkommen zwar nicht unterzeichnen, wohl aber umsetzen. «Schweizer Salamtaktik», höhnte Brüssel; die EU drängte auf die Unterschrift der Schweiz unter das Protokoll. Nicht einmal eine Woche später, am 8. April, gaben sich die zuständigen Diplomaten aber offen für eine Lösung, und am 15. April zeichnete sich gar ein Durchbruch ab: Bei einer Einigung hätten die Botschafter der Mitgliedstaaten im Ausschuss, der die Arbeit des EU-Rates vorbereitet, das Geschäft am folgenden Tag durchgewinkt.

Dann stellte sich Grossbritannien quer – aus innenpolitischen Gründen: Premierminister David Cameron will mitreden können, wenn es um die heikle Frage der Personenfreizügigkeit in der EU geht. Die EU-Botschafter beschliessen voraussichtlich am nächsten Dienstag, 29. April, über das Dossier. Der Bundesrat, der sich in dieser Woche Ferien gönnt, kommt aber erst am Mittwoch, 30. April, wieder zur Sitzung zusammen. Er entschied deshalb dem Vernehmen nach an der letztwöchigen Sitzung, wie er der EU entgegenkommen will. In

Bundesbern brach Hektik aus, von den Beschlüssen sickerte aber wenig durch. Angeblich will der Bundesrat eine Zusatzklärung abgeben, dass die Schweiz die Personenfreizügigkeit mit allen 28 EU-Staaten wahr.

Burkhalters Bückling

Weshalb die Aufregung, wenn es gegenwärtig kaum ein Problem gibt? Dem Bundesrat geht es weniger um Studierende oder Forschende als um das Rahmenabkommen. Die Schweiz solle mit der EU ein «Kompromisspaket» aushandeln, schlug schon eine Woche nach der Februar-Abstimmung Michael Ambühl in der *NZZ am Sonntag* vor. Der ehemalige Staatssekretär räumte zwar ein, das «Schreckensszenario, dass die EU nun sehr schnell die Bilateralen guillotiniert», sei unwahrscheinlich. Aber er regte an, alle offenen Dossiers miteinander zu verhandeln, also ein drittes Paket von bilateralen Abkommen zu schnüren.

Damit machte sich Michael Ambühl zum Sprachrohr von Didier Burkhalter: Der freisinnige Aussenminister hat sich vom Volksscheid nicht zurückbinden lassen; er verbeugt sich weiter vor der EU, die das Rahmenabkommen fordert, und bekam am 26. März vom Bundesrat das Mandat, «die aktuellen und künftigen Verhandlungen in verschiedenen

anderen europapolitischen Dossiers in ihrer Gesamtheit voranzutreiben und aufeinander abzustimmen, um für die Schweiz das bestmögliche Ergebnis zu erzielen». Dieses Vorgehen deckt sich – welch ein Zufall! – mit der «Positivagenda» von EU-Chefunterhändler David O'Sullivan. Doch der Aussenminister liess sich an Ostern von der *Sonntagszeitung* feiern: «Didier Burkhalter geht aufs Ganze». Der Bundesrat wolle «ein grosses Verhandlungspaket erzwingen» – was gar nicht nötig ist, weil es die EU längst vorschlägt.

In diesem grossen Paket könnte die EU hinnehmen, dass die Schweiz die Personenfreizügigkeit etwas einschränkt. Dafür würde der EU-Gerichtshof das gemeinsame Recht bestimmen – letztlich auch in Fragen der Freizügigkeit. Über das gesamte Paket würde das Volk abstimmen, also mit einem Ja den Entscheid zur Masseneinwanderungsinitiative «heilen». Der Bundesrat rechnet offenbar damit, die Stimmbürger mit Angstmacherei doch noch auf seinen Weg zwingen zu können. Er sollte die Analyse der Abstimmung vom 9. Februar zur Kenntnis nehmen. Der Politologe Sciarini stellt da fest: Die Ergebnisse zeigten, dass für die knappe Mehrheit der Schweizer, die mit Ja stimmten, «die bilateralen Abkommen nicht mehr so wichtig sind». ○

Hermanns Hokuspokus

Der gefragte Politikwissenschaftler Michael Hermann verblüfft wieder mal mit einer steilen These. Die SVP sei eigentlich gar keine bürgerliche Partei mehr. An dieser Behauptung lässt sich der Hokuspokus seines Fachs ablesen. Politik ist mehr als ein Hütchenspiel um Etiketten. *Von Roger Köppel*

Der Zürcher Politgeograf und Kolumnist Michael Hermann hat dieser Tage im *Tages-Anzeiger* eine vielbeachtete Grafik veröffentlicht. Mit seinen Diagrammen voller Punkte, Linien und Achsen versucht Hermann die Behauptung zu stützen, dass sich die Schweizerische Volkspartei (SVP) aus dem «Bürgerblock» heraus stark nach rechts ins konservative Lager verschoben habe. Während die traditionellen Bürgerlichen laut Hermann ungefähr die Stellung gehalten hätten, sei die SVP abgedriftet.

Der Politgeograf will mit seinen Erhebungen eine Selbsttäuschung innerhalb der Volkspartei entlarven: «Diese Entwicklung widerspricht der Wahrnehmung, welche die SVP bisher hatte. Sie sah sich gerne als die einzige verbleibende bürgerliche Partei, während sich die CVP und FDP von ihren bürgerlichen Wurzeln entfernt hätten. Stattdessen zeigt die Auswertung der Parteiparolen, dass sich die SVP aus dem einstigen Bürgerblock entfernt hat und heute dort steht, wo einst die Autopartei respektive die spätere Freiheitspartei politisierte.»

Igitt.

Doch Hermann beruhigt sogleich: «Weit stabiler sind die FDP und die CVP.»

Zum Glück.

Hermanns Ermittlungen sollen also endlich den wasserdichten wissenschaftlichen Nachweis erbringen, dass es eben stimmt, was die SVP-Gegner aus allen Lagern seit Jahrzehnten mit Vehemenz behaupten: dass es sich bei der SVP schon lange nicht mehr um eine klassische bürgerliche Partei handle, sondern um ein politisches Schmutz-Phänomen am äusseren Rand der Gesellschaft, auf den Diagrammen ganz weit rechts und ganz weit unten, fast schon in der Ecke.

Nun ist es also wissenschaftlich beglaubigt und besiegelt. Müssen sich jetzt alle SVP-Wähler schämen?

Der fuchsige Forscher Hermann würde es so deutlich natürlich nicht sagen. Das wäre ja direkt unwissenschaftlich. Aber seine grafischen Punkte und Linien lassen keinen anderen Schluss zu. Wer für die SVP ist, ist irgendwie radikal, ist mutmasslich extrem, steht fernab der Mitte, hat sich – während alle anderen mehr oder weniger «stabil» geblieben sind – nach unten verschoben, ausgelagert, zur Figur am Rand des politischen Koordinatensystems gemacht. Er steht dort, wo niemand hinwill.

Hermann gibt sich neutral, aber die Werteskala auf seinen Grafiken kann auch als Baro-

meter seiner Sympathien gelesen werden: «Progressiv/liberal» ist gut. «Links» ist okay, «rechts» ist ein bisschen weniger okay. «Konservativ» ist schlecht. «Rechts» und «konservativ» ist ganz schlecht, ist SVP.

Ich progressiv, du konservativ!

Man merkt: Politologie ist persönliche Meinung im Gewand der Wissenschaft. Anders ist es nicht zu erklären, warum Wissenschaftler Hermann, der sich als linksliberal bezeichnet, seine SP im «progressiv-liberalen» Lager ansiedelt. Was ist an der SP progressiv? Was ist liberal? Sind progressiv und liberal



Gewand der Wissenschaft: Politgeograf Hermann.

neuerdings gleichbedeutend? Ist es progressiv oder nicht viel eher konservativ, wenn die SP alle Versuche und Reformen blockiert, den Sozialstaat auf finanziell gesunde Grundlagen zu stellen? Ist es liberal, wenn die SP Steuererhöhungen am Laufmeter fordert, den Staat ausbauen und die direkte Demokratie, die liberal auf die Freiheit des Bürgers setzt, immer mehr einschränken will? Die FDP kommt in Hermanns Diagrammen am liberalsten und am progressivsten weg – obschon die FDP während fast des gesamten Untersuchungszeitraums mit der linken SP in einer angeblichen «Koalition der Vernunft» zusammenspannte und, ganz unliberal, mit ihrem einen freisinnigen Finanzminister die Bundesaus-

gaben und Defizite massiv erhöhte. Progressiv in den Konkurs?

Hermann ist ein anregender politischer «Wissenschaftler», sofern Politik wissenschaftlich erforscht werden kann. Seine Studien sind oft erhellend, aber seine Begriffsbildungen und das auf ihnen konstruierte Koordinatensystem sind durchwirkt von den privaten politischen Vorlieben des Forschers. Hermann ist ein intelligenter Linker, der sich als progressiv und liberal betrachtet mit einem leichten Streifschuss von rechts. Er ist mit vielem nicht einverstanden, was die SP macht. Er ist kein Ideologe, sondern bemüht sich, als Linker realistisch zu bleiben, ohne nach aussen als konservativ dazustehen: politisches Figurenreiten zwischen Punkten, Kurven, Netzen und Achsen.

Die Linke und die Wirklichkeit

Das Problem der Linken – hier würde Hermann wohl beipflichten – besteht darin, dass sie die Gegenwart meistens an Massstäben messen, die dem realen Leben nicht angemessen sind. Die Linken haben ein Utopie- und damit auch ein Realitätsproblem. Die Linken sind produktiv, solange sie von unten Kritik an den Mächtigen und an den Verhältnissen üben. Aber Gnade Gott, wenn die Linken selber das Steuer in die Hand nehmen. Ihr Utopismus, ihr falsches Menschenbild läuft realpolitisch auf Staatsbankrott hinaus – und auf weitaus Schlimmeres.

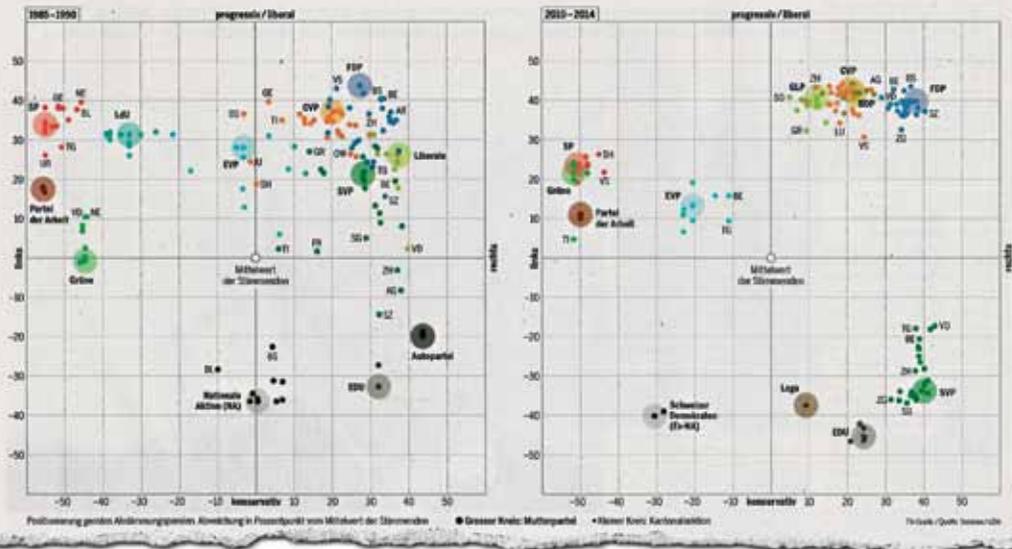
Der linke amerikanische Sozialwissenschaftler Jonathan Haidt hat kürzlich in seinem sehr positiv besprochenen Buch «The Righteous Mind» dazu interessante Beobachtungen geliefert. Die Linke, schreibt Haidt, kranke an einem mangelhaften Sinn für die Realität. Das Wirklichkeitsempfinden der Rechten sei dem der Linken überlegen. Deshalb müsse sich die Linke, wenn sie relevant bleiben wolle, von der Utopie zur Wirklichkeit durchringen. Wirklichkeit heisst: realistisches Menschenbild plus Kostenbewusstsein bei den Staatsausgaben.

An diesem Punkt setzt Hermann an. Er möchte ein Linker mit Realitätssinn sein. Aber: Kann es einen realistischen Linken überhaupt geben? Oder wird der Linke, wenn er realistisch wird, automatisch rechts und konservativ? Das sind Fragen, die Hermann umtreiben und die er in seinen Forschungen durchaus selbsttherapeutisch behandelt. Dabei möchte er, bewahre, keineswegs als rechts

Schweiz

Parteirollen

Wo sich die Parteien und ihre Kantonssektionen positionieren – einst und heute



Ganz rechts, und ganz unten: Hermanns *Tagi*-Grafik vom 22.4. zur Entwicklung der SVP (grün).

und konservativ gelten. Diese Adjektive werden in den Kreisen, in denen sich Hermann bewegt, als *gruusig* empfunden. Das schadet dem Image und dem Geschäft.

Handkehrum: Auch Hermann findet, dass die angeblich Rechten und Konservativen in vielerlei Hinsicht, vermutlich sogar meistens recht haben. Aber Hermann würde sich unter seinen Leuten zur Unperson machen, wenn er dies offen ausspräche. Politik interessiert ihn daher weniger von der Sache und von der inhaltlichen Substanz her. Politik interessiert Hermann als Spiel der Etiketten. Es ist nicht so wichtig, was man sagt, sondern wie man durch das, was man sagt, nachher in den Augen anderer dasteht.

Die Sache mit Europa

Kommen wir zur Kernfrage zurück: Hat sich die SVP wirklich so weit, so radikal nach rechts, nach konservativ verschoben, während der «Bürgerblock» seit zwanzig Jahren «stabil» bürgerlich politisiert? Vielleicht kommt Hermann bei solchen Fragen einfach an die Grenzen seiner Wissenschaft der Punkte und Netze. Politik hat am Ende eben doch mit Inhalten zu tun, die sich nicht auf Adjektive des Zeitgeists herunterbrechen lassen.

Der Forscher irrt. Das bürgerliche Lager brach in der Schweiz nicht auseinander, weil die SVP plötzlich unappetitlich «rechts» und «konservativ» geworden wäre. Es ist auch nicht so, dass der «Bürgerblock» aus FDP und CVP wie ein Fels in der Brandung ruhte, während die unbotmässige SVP nach rechts unten ausscherte. Der «Bürgerblock» zerfiel, weil unter den Bürgerlichen in wichtigen politischen Fragen kein Konsens mehr herrschte.

Die Lager entfremdeten sich am Eingemachten: Vor allem ging es um den Schweizer EU-Beitritt. Ist man dafür oder ist man dagegen? CVP und FDP waren/sind mehr oder weniger, manchmal wieder auch nicht dafür, die SVP ist berechenbar dagegen. Dann ging es um die Rolle des Staates und das Verhältnis Bürger/Staat. Hier paktierten FDP/CVP in einer angeblichen «Koalition der Vernunft» mit der SP gegen die SVP. Bis heute scheiden sich die bürgerlichen Parteien an den Grundfragen: Wie viel Geld für die Armee? Wie viel Geld für den Sozialstaat? Wie viel Geld für die Landwirtschaft? Welche Form der Zusammenarbeit mit Europa? Was heisst «bilateral»? Was bedeutet «Öffnung»? Soll der Staat Familien finanzieren? Oder gar Anreize schaffen für Familiengründungen, Krippen subventionieren?

Alt FDP-Präsident Franz Steinegger ging noch Ende der neunziger Jahre mit der Parole hausieren, der Freisinn müsse sich an der «Neuen Linken» von Gerhard Schröder und Tony Blair ausrichten. Der FDP-Präsident selber wollte seine FDP nach links drehen. Die CVP drehte schon mal vorneweg. «Stabil» bürgerlich? Mitnichten.

Hermann banalisiert mit seinen Adjektiven die schweizerische Politik der letzten zwanzig Jahre. Bis heute geht es um die Identität des Landes. Was ist die Schweiz? Was bedeuten Unabhängigkeit, Freiheit und Sicherheit? Welchen Staat hätten wir denn gern? Darüber streiten die Bürgerlichen in fallweise luftlottrigen Koalitionen mit der Linken auch gegeneinander.

Bürgerlich müsste heissen: möglichst viel Freiheit und Verantwortung beim Bürger. Die Linke sucht ihr Heil beim Staat, wobei ihr

Staatsverständnis kollidiert mit dem freiheitlich-demokratischen Modell des sogenannten Sonderfalls auf den Säulen Föderalismus, direkte Demokratie und Neutralität.

Wer ist bürgerlich? Wer ist sozialistisch, also links? Nimmt man die Diskussionen ernst, könnte man durchaus schlüssig argumentieren, dass gerade die angeblich ultrakonservative SVP progressiver, liberaler, bürgerlicher politisierte als die anderen bürgerlichen Parteien.

Abgestandene Zigarettenasche

Hermann lobt die Positionen von SP, FDP und CVP, weil sie ihm besser gefallen, als «progressiv» und «liberal». Die Haltungen der SVP, der er heimlich zustimmt, die er aber aus Imagegründen ablehnt, sind für ihn «rechts» und «konservativ». Damit unterstellt er der SVP einen veralteten, überkommenen, nicht mehr progressiv in die Zukunft gerichteten Ansatz, also eine rückwärtsgewandte, unzeitgemässe Haltung, so etwas wie den Geruch abgestandener Zigarettenasche. Politologie wird Politik.

Gewiss darf Hermann solche Meinungen äussern, und der *Tagi* darf sie auch drucken. Aber der Leser durchschaut die sich so wissenschaftlich gebende Prosa als das, was sie ist: als politische Propaganda und Stimmungsmache aus Sicht jener politischen Milieus, die seit Jahren nicht mit der Tatsache fertig zu werden scheinen, dass die politologisch-journalistisch immer wieder ins Altersheim des Konservatismus entsorgte SVP nicht nur höchst vital viele Abstimmungen und Wahlen gewinnt, sondern darüber hinaus auch erstaunlich viele junge, also rein schon auf Grund ihres biologischen Alters progressive Menschen anspricht.

SVP am liberalsten, progressivsten

«Alle politischen Begriffe sind polemische Begriffe», schrieb der manchmal hellsichtige Staatsrechtler Carl Schmitt. Begriffe, Adjektive und Zuschreibungen in der Politik sind stets nur aus dem politischen Konflikt heraus zu verstehen, in dem sie angewendet werden. Wer sich das richtige Etikett anbindet, hat vielleicht schon die Lufthoheit im Kampf ums beste Image. Der linke Politologe Hermann will das linke Etikett «progressiv» für die Linke und gewisse Bürgerliche reservieren. Er steht mitten im politischen Kampf, den er neutral zu untersuchen vorgibt.

Ein SVP-Wähler würde Hermann entgegenen: Die einzige progressive und liberale Partei der Schweiz sei die SVP, sie setze sich für den Erhalt unseres neutralen, liberalen Staats in Freiheit und Sicherheit ausserhalb der EU ein, für tiefe Steuern und Eigenverantwortung in der Familie. Ist das nicht «progressiv» und «liberal»? Oder doch «rechts» und «konservativ»? Politik ist mehr als ein Hütchenspiel um modische Etiketten. ○



Yacht-Reise der Luxusklasse

Gönnen Sie sich eine Traumreise auf unserer Luxusyacht. Yachten sind die Symbole für Unabhängigkeit und Freiheit. Eine Geschichte von Glück, Träumen und Visionen: Entdecken Sie mit Ihren Liebsten kristallklare Buchten, wo Ihnen Privatsphäre, sowie viel Zeit zum Baden und Entspannen sicher sind.

Mit kaum einer anderen Erlebnisart können die persönlichen Wünsche und Vorstellungen so individuell gestaltet werden wie mit einer Luxus-Yacht. Sie reisen sanft in einem kleinen, exklusiven Kreis. Die sechs Besatzungsmitglieder sowie Ihre Concierge-Reisebegleitung kümmern sich um Ihr Wohl. Freuen Sie sich auf kulinarische Erlebnisse sowie entspannte Fahrten. Sie ankern in kristallklaren Buchten, wo Ihnen Privatsphäre, sowie viel Zeit zum Baden und Entspannen sicher sind. Sie

erkunden mit dem Jetski oder Motorboot die romantischen Buchten. An Land gibt es viele kulturelle Schätze zu entdecken. Die Möglichkeiten, täglich etwas Neues zu entdecken, sind vielseitig.

Ihre Reiseroute: Griechenland-Türkei-Griechenland

- Von der Sonneninsel Rhodos aus geht es zur idyllischen Insel Symi.
- Erlebnisfahrt nach Bozburun und Weiterfahrt nach Ekincik.
- Mit einem Flussboot entdecken wir historische Felsengräber, einen Schildkrötenstrand und die berühmten Bäder von Dalyan.
- Fahrt in Richtung Göcek und Schwimmpause bei den zwölf idyllischen Inseln.
- Weiterfahrt nach Olüdeniz, der berühmtesten Badebucht der Türkei, und zum beliebten Yachthafen Fethiye.
- Rückreise nach Rhodos am vorletzten Tag.
- Sie entdecken die Altstadt von Rhodos, welche seit 1988 zum Unesco-Kulturerbe zählt.

Ihre Luxusyacht Ketsch-Motorsegler

Yachtklasse: Rina
 Segelfläche: 690 m²
 Gesamtlänge: 40 m
 Breite: 8,35 m
 Unterkunft: 4 Gästekabinen mit Bad/WC
 1 Gästekabine mit Dusche/WC
 Besatzung: 6 Crew-Mitglieder
 Besonderheiten: Jacuzzi auf Deck,
 Wassersport, Jetski
 u. v. m.

Platin-Club-Spezialangebot

8-tägige Traumreise auf der Luxusyacht – exklusiv in diesem Angebot!

Reise 1 Sa, 20., bis Sa, 27. September 2014

Reise 2 Sa, 04., bis Sa, 11. Oktober 2014

Leistungen

- Yachtreise ab/bis Rhodos; gemäss Programm
- Vollpension inkl. Softdrinks
- Hafengebühren inkl. aller Steuern
- Treibstoffgebühren
- Cocktails, Spirituosen, Wein zu Selbstkosten

Spezialpreise in Fr.	Reise 1	Reise 2
Doppelbett-Kabine:	6740.–	5580.–
Zweibett-Kabine:	6740.–	5580.–
Master-Kabine I:	7490.–	6360.–
Master-Kabine II:	7280.–	6070.–
Linienflug (optional)	490.–	590.–

Kleine Teilnehmerzahl

5 Kabinen, min./max. 10 Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

Anmeldung

Executive CH GmbH
 Yacht- und Privatjet-Reisen
 5430 Wettingen
 Telefon 056 427 15 68
 www.executive-private.ch
 E-Mail info@executive-private.ch

Detaillierte Reiseinformationen unter:

www.weltwoche.ch/platinclub



Der Kracher

Nach dem Interview mit Verteidigungsminister Ueli Maurer steht «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz im Zentrum der Kritik. Lächelnd treibt er vorzugsweise bürgerliche Politiker zur Weissglut. Wie schafft er das? Von Christoph Landolt

Zwei Journalisten ziehen durchs Zürcher Sexmilieu und zeigen das Foto eines Professors herum: «Wer kennt diesen Mann?» – Bis sie bei einer afrikanischen Prostituierten fündig werden: «Klar kenne ich *le professeur*.» Die Journalisten haben ihre Schlagzeile: «Nur Ärger mit ihrem Schatz – Gatte von CVP-Favoritin Lucrezia Meier-Schatz wieder im Milieu».

Der *Sonntagsblick* machte die voyeuristische Sexstory 2001 prominent auf, Meier-Schatz blieb das CVP-Präsidium versagt. Den Reportern Beat Kraushaar und Sandro Brotz brachte das zwar eine scharfe Rüge des Presserats ein (fehlendes öffentliches Interesse). Doch einen wie Brotz kann das kaum erschüttern. Hauptsache, es kracht.

Heute mag Brotz nicht mehr über seinen – objektiv gesehen – vielleicht grössten journalistischen Erfolg sprechen. Schliesslich arbeitet er nicht mehr im Solde der Ringiers, sondern für das öffentlich-rechtliche SRF. Er ist das Aushängeschild der «Rundschau», gemäss Redaktionsleiter Mario Poletti ein «Leuchtturm der Schweizer Politik». Demnächst soll Moderator Brotz sogar zu Polettis Stellvertreter aufrücken. Ein seriöses Image ist gefragt.

Tatsächlich geriet die «Rundschau» gerade in jüngerer Zeit immer wieder durch reisserische Berichte in die Kritik, die sich in der Person Brotz zu kristallisieren scheint. So auch der Beitrag von letzter Woche über den Kampfjet Gripen. Die TV-Macher befragten nicht etwa einen Experten für Militäraviatik, sondern einen deutschen Politologen, zu dessen wichtigsten Kunden die SP Schweiz gehört. Der Beitrag war so tendenziös, dass Verteidigungsminister Ueli Maurer im Interview der Kragen platzte («Journalistisch schwache Leistung»). Hat Brotz die Schelte verdient? Oder wurde bloss der Überbringer der schlechten Nachricht gerüffelt?

Die Frage stellte sich schon vor einem Jahr, als SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli in ähnlicher Konstellation die Contenance verlor («Sind Sie vom Aff bisse?»). Der Bericht über die angeblich gekauften Doktorarbeiten des Professors Mörgeli war nachgerade perfide, denn er insinuierte einen ganzen Strauss von zum Teil abstrusen Vorwürfen, die mit suggestiven Mitteln aber oft nur angetönt wurden und entsprechend schwer zu widerlegen sind. Die volle Wirkung entfaltete der unappetitliche Cocktail aber erst im anschliessenden Interview mit dem aufreizend ruhigen Brotz.

Nach dem gleichen Muster mischte die «Rundschau» im letzten Februar auch beim



Anklägerischer Tonfall: «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz.

Kesseltreiben gegen Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) an vorderster Front mit. Der Wirtschaftsminister hatte kein Gesetz gebrochen. Er hatte in seiner Zeit als Chef der Ammann-Gruppe lediglich getan, was seine Unternehmerpflicht war: die Kosten reduziert, indem er legale Mittel zur Steueroptimierung nutzte. Doch die «Rundschau» schaffte es, den Eindruck zu vermitteln, die Schweiz werde von einem «Abzocker» regiert.

Auf wackligem Fundament

Exponenten des Mitte-links-Lagers fasst Moderator Brotz dagegen mit Samthandschuhen an: Weder Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) noch EU-Kommissarin Viviane Reding mussten sich je kritische Fragen gefallen lassen. Ist die «Rundschau» einfach linkslastig? «Diese Diskussion langweilt mich», sagt Brotz im Gespräch. Wo er selbst steht, will er nicht sagen. Für ihn und seine fünfzehnköpfige Crew spiele Ideologie keine Rolle, versichert er. Es gehe stets um die gute Geschichte. Das mag durchaus zutreffen. Frühere Journalistenkollegen schätzen Brotz unisono als eher unpolitischen Menschen ein.

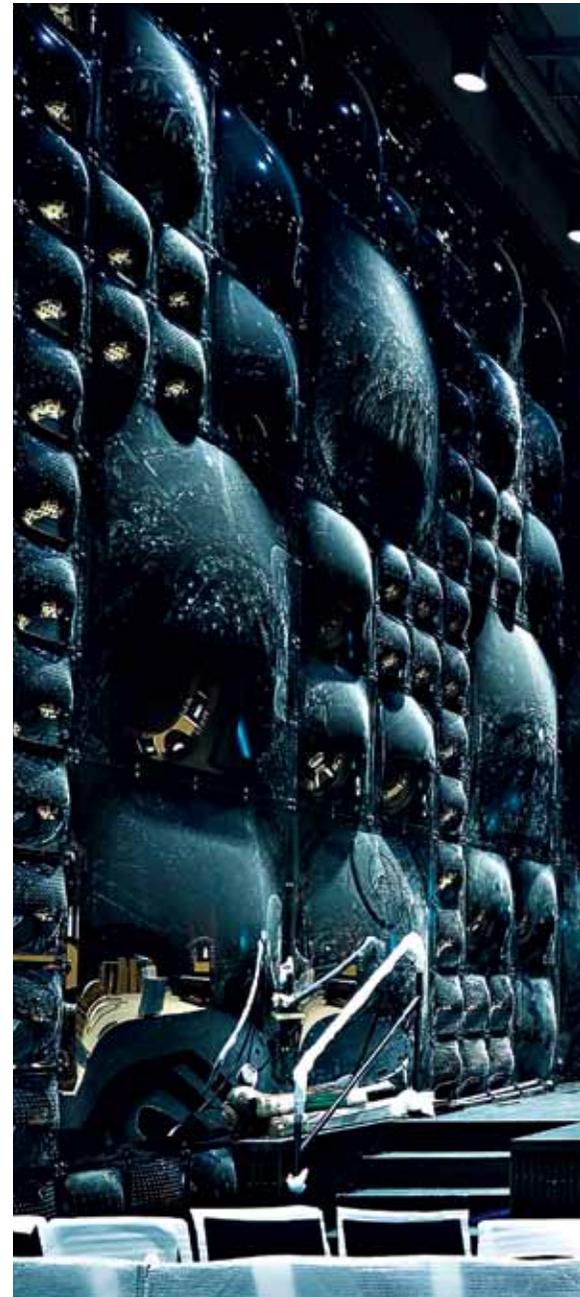
Wenn Brotz für einen Teil der Gebührenzahler zur Reizfigur wird, dann liegt das wohl weniger an der Parteilichkeit des Moderators als daran, dass er das Gesicht einer Sendung

ist, die statt mit sachlichen Hintergründen lieber mit in anklägerischem Tonfall vorgetragene Geschichten aufwartet, die häufig nach demselben Strickmuster auf wackligem Fundament aufgebaut sind und vor allem eines bezwecken: Es muss knallen.

Brotz hat damit Erfahrung. Anders als sein Auftritt vor der Kamera vermuten liesse, ist er in der Vergangenheit eher selten als beinhardter Rechercheur aufgetreten. Die Artikel von Sandro Brotz sind auffällig häufig in Co-Autorenschaft entstanden. Beim *Sonntagsblick* schrieb er 105-mal mit Beat Kraushaar, einem vorbestraften Ex-Drogendealer, der in der Amtszeit von Bundesanwalt Valentin Roschacher über einen guten Draht zur Bundesanwaltschaft verfügte. Anders als beim Meier-Schatz-Artikel gab es dabei nicht immer Beweise. Etwa bei der Geschichte über den damaligen St. Galler CVP-Nationalrat Hans Werner Widrig. Brotz und Kraushaar warfen ihm vor, ein Haus an einen Mann vermietet zu haben, der sich als Betrüger herausstellte. Man konnte Widrig also auch als Opfer sehen. Da halfen nur rhetorische Tricks: «Widrig will nichts von den krummen Geschäften seines Mieters mit Luxusautos gewusst haben», fabulierten Kraushaar und Brotz und rückten den Politiker damit in die Nähe des Kriminellen. Die «Rundschau» hätte es wohl genauso formuliert. ○



Stadt in der Stadt: Zürichs neue Kunsthochschule, erbaut von EM2N-Architekten.



Leben in der Blase: der Orgelkonzertsaal.

Monument des Überflusses

Zürich erhält eine der grössten Kunsthochschulen der Welt. Ihre Ausstattung lässt keine Wünsche offen. Dass der Luxus für Berufsleute sinnvoll ist, die nach der Ausbildung kaum ein genügendes Auskommen in der Kunst finden, daran zweifeln sogar Studenten selbst. *Von Rico Bandle und Markus Bertschi (Bilder)*

Architektonische Würfe sind in Zürich kaum mehr durchzusetzen. Ein neues Kongresszentrum? Ein neues Fussballstadion? Alles gescheitert. Nur wenn's um Kunst oder Soziales geht, stehen Grösse und Grosszügigkeit nicht zur Debatte. Das Zürcher Kunsthaus erstellt einen Erweiterungsbau des Stararchitekten David Chipperfield, und die Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) zieht in diesen Monaten an ihren neuen Standort auf dem Toni-Areal. Es entsteht eine Kunstschule von einer Dimension, die weltweit Massstäbe setzt. Das

Schulareal in der alten Jogurtfabrik in Zürich-West weist eine grössere Nutzfläche auf als der nahe gelegene Prime Tower, das höchste Haus der Schweiz. Über 700 Millionen Franken wurden in die Umwandlung des Areals von einem Milchverarbeitungsbetrieb zu einer Kunsthochschule gesteckt, die hundert exklusiven Mietwohnungen in den oberen Etagen des Turms nicht eingerechnet.

Läuft man durch den fast fertiggestellten Hochschultrakt mit den 1400 Zimmern, kommt man aus dem Staunen nicht mehr her-

aus. Wie hier eine ganze Stadt der Kunst entstanden ist mit drei grossen Konzertsälen, einem Jazzklub, einem Kino, modernsten Tonstudios, Ateliers, neun Ballettsälen, einer riesigen Bibliothek, grosszügigen Ausstellungsräumen und vielem mehr, ist schlicht fantastisch.

Von aussen erscheint das Gebäude unspektakulär. Die gewölbten Metallgitter, welche die Glasfassade ummanteln, wirken abweisend, der neu aufgebaute, 75 Meter hohe Turm mit 22 Geschossen fällt unter den vielen Hoch-



häusern in Zürich-West nicht besonders auf. Einzig die spiralförmige Auffahrtrampe, die die Architekten von der alten Joghurtfabrik erhalten haben, bleibt ein Blickfang. Die ganze Pracht dieses modernen Kunstpalastes erschliesst sich erst im Innern.

Der Konzertsaal schwebt

Der Eingangsbereich ist als Piazza konzipiert, das Zentrum der kleinen Stadt. Von hier führt ein breites Treppenhaus, «Kaskade» genannt, zu den Hunderten von Schulungs-, Übungs- und Konzerträumen. Fünf neu angelegte, mittlerweile begrünte Lichthöfe durchfluten die Zimmer und Gänge mit angenehmem Tageslicht.

Prunkstück ist der grosse Konzertsaal mit über 400 Plätzen. Er ragt über das Flachdach der ehemaligen Fabrikhalle hinaus und ist mit seiner Chromstahlverkleidung auch von aussen gut sichtbar. Die Konstruktion des Saals ist hochkomplex: Es handelt sich um eine Haus-

im-Haus-Konstruktion, die Innenschale des Saals ist an der Decke aufgehängt, um die Vibrationen der nahegelegenen Bahnstrecke abzufedern. Solche anspruchsvollen Konstruktionen sorgen bei grossen Konzertsaal-Bauten immer wieder für massive Kostenüberschreitungen, so zum Beispiel bei der Elbphilharmonie in Hamburg. Im Toni-Areal hält sich die Verzögerung mit einem Jahr in Grenzen, die Schule betont, dass die dadurch entstandenen Mehrkosten zu Lasten des Eigentümers Allreal gehen.

Die Immobilienfirma vermietet das Gebäude für 15,2 Millionen Franken pro Jahr dem Kanton Zürich, der Mietvertrag ist auf zwanzig Jahre ausgelegt. Inbegriffen in den Mietkosten sind sämtliche Räumlichkeiten für die Hochschule der Künste (ZHdK) sowie für die Fachbereiche Angewandte Psychologie und Soziale Arbeit der Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), die ebenfalls in das

Toni-Areal ziehen. Das Depot des Museums für Gestaltung sowie die grosszügigen Museumsräume werden zusätzlich verrechnet.

775 Millionen Franken investiert

Addiert man die Investitionskosten von Allreal (547 Mio. Fr.) zu jenen für den vom Kanton getragenen Ausbau und die Ausstattung (228 Mio. Fr.), so kommt man auf Infrastrukturkosten für die Schule von 775 Millionen Franken. Für Heike Pohl, Kommunikationschefin der ZHdK, ist diese Rechnung allerdings unzulässig: «Die Investitionskosten von Allreal fallen dem Steuerzahler nicht zur Last, nur die jährliche Miete.» Wolfgang Annighöfer, Leiter Finanzen der Zürcher Bildungsdirektion, sagt, dass der Kanton mit dem Bau sogar Geld spare: «Durch die Zusammenlegung der bisher 37 ZHdK-Standorte kostet der Betrieb im Toni-Areal über lange Frist sogar etwas weniger als bisher.» >>>



«Kaskade» zwischen Stockwerken: Treppenhaus.

Optisch am auffallendsten in dem ganzen Gebäude ist der Orgelkonzertsaal mit 104 Sitzplätzen. Mit seinen glänzend schwarz gewölbten Akkustikelementen wirkt er wie für eine schwarze Messe konzipiert, als sei er der düsteren Welt eines H. R. Giger entsprungen. Die neue Orgel mit drei Manualen und 31 Registern stammt vom Schweizer Orgelbauer Goll. «Eine typische Schulorgel für die Ausbildung von Organisten», sagt Pohl. Gleich daneben ist der dritte Konzertsaal positioniert, er ist in erster Linie für elektroakustische Musik konzipiert.

Dass auch bei der mobilen Infrastruktur für die ZHdK nur das Beste in Frage kommt, zeigte sich vor einem Jahr bei einer Intervention der eidgenössischen Wettbewerbskommission, die nach einer grossen Bestellung der ZHdK Preisabsprachen bei Klavierlieferanten aufdeckte. 58 Flügel hatte die Hochschule neu bestellt, davon 23 vom weltbekannten Klavierbauer Steinway & Sons, dessen Instrumente als Bentleys unter den Flügeln gelten und denn auch insgesamt über zwei Millionen Franken kosteten. Abgesehen von möglichen Preisabsprachen: Hier leistet sich die ZHdK prestigeträchtige Instrumente, die allein aufgrund des Namens markant teurer sind als vergleichbare Modelle der Konkurrenz.

Lernt es sich auf solchen Spitzeninstrumenten besser? Ist den Studenten überhaupt gedient, wenn man ihnen nur das Allerbeste serviert? Michael Eidenbenz, stellvertretender Rektor der ZHdK und Direktor des Musikdepartements, sagt: «Dass Kreativität erst unter widrigen äusseren Umständen blühe, ist leider eine falsche Annahme. Die Infrastruktur des Toni-Areals entspricht dem State of the Art einer zeitgemässen Kunst- und Designausbil-



Ausstattung vom Besten: Tonstudio.

dung.» Von einem übertriebenen Luxus will er nichts wissen: «Es gibt durchaus luxuriöser und technisch aufwendiger ausgestattete Kunsthochschulen.»

Modernste Tonstudios

Beeindruckend ist auch der Trakt mit den Tonstudios im Erdgeschoss, ebenfalls eine Haus-im-Haus-Konstruktion. «Das war der schwierigste und teuerste Teil zum Bauen», sagt der Projektleiter von Allreal, Hans Dambach. Der ganze Bereich ist absolut schalldicht und vibrationsdämpfend gebaut. In zwei holzverkleideten Sälen können Musiker oder kleinere Orchester parallel ihre Aufnahmen machen. Die mit modernster Technik ausgestatteten Regieräume sind durch Glasfenster abgetrennt.

Angehende Tontechniker, Musiker oder Balletttänzer nehmen eine solch grosszügige

Ausstattung gerne entgegen. In anderen Studienbereichen, insbesondere der bildenden Kunst, sorgt der Prunk auch bei Dozenten und Studenten für Missmut. Der Künstler und ZHdK-Dozent Thomas Müllenbach wehrte sich mit Flugblättern gegen den Umzug in den Neubau. «Künstler brauchen kein repräsentatives Welcomedesk, sondern grosse Ateliers», sagte er in der NZZ.

Viele Künstler lassen ihrer Kreativität lieber in Abbruchhäusern freien Lauf – eine Hochglanzinfrastruktur ist für sie eher lähmend. Viel Geld macht keine besseren Künstler. Mehrere angefragte Studenten sagen, die im Vergleich zum Ausland generösen Bedingungen sorgten immer wieder für Diskussionen. Nirgends würden die Studenten so grosszügig mit Material versorgt, zudem erhalte man kostenlos ein Atelier, was gerade in Zürich äusserst wertvoll sei. Auf Studienreisen müsse nur die Reise und die Verpflegung selbst bezahlt werden, alles andere, auch die Hotelkosten, übernehme die Schule. Die Programmpunkte auf der Reise seien mehrheitlich fakultativ – wer wolle, könne auf Schulkosten einfach billig Ferien machen.

Als besonderer Luxus wird von verschiedener Seite die Museumswerkstatt genannt, die für Ausstellungen der Studenten Vitрины oder Stellwände herstellt. Andernorts müssten die Studenten selbst Hand anlegen. Letztes Jahr kostete die Infrastruktur für eine Ausstellung von Abschlussarbeiten 180 000 Franken, was intern auf viel Unverständnis stiess. Eine ehemalige Studentin spricht von einer «krassen Geldverschwendung für Arbeiten auf einem sehr bescheidenen Niveau».

Es sei das Ziel der ZHdK, die besten Studenten anzulocken, da müsse man auch etwas



«Ich finde es nur fair, dich zu warnen, dass sich ab diesem Punkt dein Leben für immer verändert.»



Zum Staunen riesig: Bibliothek.

bieten, sagt Heike Pohl. Durch die grosszügigen Bedingungen steigt für die Studenten aber auch die Versuchung, das Studium künstlich in die Länge zu ziehen. Für eine Semestergebühr von 720 Franken darf man teuerste technische Geräte ausleihen und die ganze Infrastruktur nutzen. Die Privilegien stehen in Kontrast zur späteren Berufsrealität. Der Schritt nach der Ausbildung ist riesig. Viele Künstler haben Mühe, ein adäquates Einkommen zu erzielen.

Der Anreiz, das Studium in die Länge zu ziehen, dürfte noch weiter steigen.

Die ZHdK verfügt nicht über eine eigene Absolventenstudie. Das Bundesamt für Statistik allerdings zeigt in einer Publikation von 2011 auf, dass 40 Prozent der Schweizer Studenten im Bereich «Musik, Theater und andere Künste» ein Jahr nach Abschluss einen Beschäftigungsgrad von weniger als 50 Prozent aufweisen, fünf Jahre nach Abschluss sind immer noch fast ein Drittel der Absolventen zu weniger als 50 Prozent erwerbstätig. Zahlreiche internationale Studien belegen: Das in Puccinis grossartiger Oper «La Bohème» kolportierte Bild vom armen Künstler ist kein Klischee, sondern oft bittere Realität. Viele ehemalige Studenten gehen neben ihrer künstlerischen Tätigkeit einem Broterwerb nach, der nichts mit ihrer Kunstausbildung zu tun hat.

Nebst öffentlichen Preisen und Aufträgen gehört für viele Künstler ein kleines Pensum als Dozent an der ZHdK zu den wichtigen Einnahmequellen. Dadurch ernährt sich das System zu einem Teil selbst.

Allgemein gilt: In fast allen Bereichen der Kunst werden trotz Numerus clausus viel mehr Leute ausgebildet als später davon leben können. Und dies erst noch vergleichsweise teuer. Gemäss Bundesamt für Statistik gehören Kunst- und Musikausbildungen auf Fachhochschulniveau neben jenen der Forst- und Landwirtschaft finanziell zu den aufwendigsten. Rund 40 000 Franken kostet ein Student pro Jahr. Dividiert man das Gesamtbudget der ZHdK von 140 Millionen Franken durch die Anzahl Studenten, kommt man sogar auf 67 800 Franken pro Student – bei dieser Rechnung sind allerdings auch einige Kosten enthalten, die nichts mit der Ausbildung zu tun haben. Zum Vergleich: An der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), wo unter anderem auf dem Arbeitsmarkt sehr gefragte Ingenieure oder Informatiker ausgebildet werden, kostet ein Student im Durchschnitt 36 100 Franken pro Jahr, also nur etwas mehr als halb so viel.

Ballettsäle mit gefedertem Boden

«Man lebt an der ZHdK schon ein bisschen in einer Blase», sagt eine Absolventin. Dieser Eindruck wird sich für jene Studenten, die diesen Sommer in das Toni-Areal einziehen, noch verstärken. Die Planer sind auf fast alle Wünsche der Nutzer eingegangen. In zwanzig sogenannten Teeküchen können die Studenten ihr eigenes Essen zubereiten, die riesige, wunderbar gestaltete Dachterrasse erinnert mit all den Pflanzen an einen botanischen Garten, und die Schulräume sind alle klimatisiert. Selbst an die (werdenden) Eltern hat man gedacht: Die Hochschule erhält eine eigene Kinderkrippe mit Spielplatz auf der Dachterrasse.



Wie ein botanischer Garten: Dachterrasse.

Der Anreiz, das Studium in die Länge zu ziehen, dürfte noch weiter steigen. Und auch die Minderheit der Künstler, die den Durchbruch geschafft hat, wird neidvoll auf die Zürcher Studenten blicken. Zum Beispiel die Spitzentänzer des Zürcher Balletts, die im vierten Kellergeschoss unter dem Opernhaus in fensterlosen Räumen trainieren: Den Tanzstudenten an der ZHdK stehen neuerdings neun Ballettsäle mit gefedertem Boden zur Verfügung, fast alle mit raumhohen Fenstern ausgestattet, die einen einmaligen Blick über die Dächer von Zürich-West bieten.

Toni-Areal: Eröffnungsfest: 25. Oktober;
Tage der offenen Tür: 27. und 28. September

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung
DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Presse:

- **Studie zum Mindestlohn**
Sicherer Weg in die Armut
- **Raumplanung**
Gewerbe fordert Marschhalt
- **Lebensmittelgesetz**
Bürokratisches Trauerspiel

www.gewerbezeitung.ch

Auf Kosten kranker Kinder

Falsche Versprechen, fehlende Informationen, verschleppte Untersuchungen. Eltern von Kindern mit Epilepsie beklagen Schlamperei am Institut für Medizinische Genetik der Universität Zürich. Dessen Direktorin führt immer neue Gründe für die Verzögerungen an. *Von Alex Reichmuth*



«Man kann Eltern nicht jahrelang vertrösten.»

Lena* ist sechs Jahre alt. Sprechen kann sie allerdings noch kaum. Auch krabbeln, sitzen und gehen lernte das Mädchen erst spät. Es ist heute entwicklungs­mässig etwa auf dem Stand einer Dreijährigen. Schon als Kleinkind ist Lena ständig eingeknickt und zusammengesackt – bis zu hundert Mal pro Tag. Im Alter von zwei Jahren zeigte eine Hirnstrommessung, dass sie an Epilepsie leidet. Die Anfälle sind so etwas wie «Abstürze» des Gehirns, die dessen Entwicklung verzögern. Zwar sind diese Anfälle weniger geworden, sie treten aber immer noch Dutzende Mal pro Tag auf. Lena trägt darum einen Helm aus Schaumstoff, der sie bei Stürzen schützt.

Die Ursachen von Lenas Epilepsie sind unbekannt. Untersuchungen der Gehirnstruktur, des Stoffwechsels und der Herzfunktionen am Zürcher Kinderspital blieben ergebnislos. Die Ärzte versuchten anfänglich, Lena mit verschiedenen

Medikamenten zu helfen. Die Mittel brachten keine Verbesserung. Nebenwirkungen wie vermehrte Alpträume plagten Lena. Ihre Eltern entschieden darum in Absprache mit den Ärzten, von weiteren Medikamentenversuchen vorläufig abzusehen.

Die Mittel brachten keine Verbesserung. Nebenwirkungen wie Alpträume plagten Lena.

Eine Epilepsie kann genetische Ursachen haben. In Kenntnis von Gen-Defekten ist es für die Ärzte oft einfacher, ein geeignetes Medikament zu finden. Zwar wurde Lena schon vor drei Jahren zu einer genetischen Abklärung aufgeboten: Im April 2011 entnahm man ihr Blutproben für eine Analyse. Es war dann am Institut für Medizinische Genetik der Univer-

sität Zürich, diese Analyse durchzuführen. Doch Lenas Eltern warteten und warteten auf das Ergebnis. Monatelang, jahrelang. Sie habe sich zwar mehrfach nach dem Verbleib der Analyse erkundigt, sagt Lenas Mutter Petra Werner*, sei aber teilweise getröstet worden oder habe gar keine Antwort erhalten. Auch die behandelnden Ärzte ihrer Tochter hätten mehrfach beim Institut interveniert, weil das Ergebnis der Analyse wichtig für die Behandlung von Lena gewesen wäre – vergeblich.

«Etwas gefunden»

Im Juli letzten Jahres, über zwei Jahre nach dem Untersuchungstermin, schrieb Petra Werner eine erboste Mail an das Uni-Institut. Zwei Stunden später meldete sich die Institutsdirektorin Anita Rauch bei ihr und entschuldigte sich. «Sie führte Personalwechsel am Institut und Abklärungen wegen Kosten-

gutsprache der Krankenkasse als Gründe für die Verzögerung an», sagt Werner. Rauch habe ihr das Resultat der Analyse innert weniger Wochen zugesichert. Drei Wochen später teilte eine Assistentin der Mutter aber lediglich mit, man habe bei den Genen von Lena «etwas gefunden». Um die mögliche Epilepsie-Ursache genauer abzuklären, müsse das Blut der Eltern ebenfalls untersucht werden, so der Bescheid. Wie geheissen, liessen Lenas Eltern dem Institut ihre Blutproben zukommen, innert weniger Tage. Das war im letzten August. Dann ging das Uni-Institut wieder auf Tauchstation. Lenas Familie wartete weiter – vergebens.

Im März wandten sich die Eltern an die *Weltwoche*. Die Redaktion liess der Institutschefin Fragen zur Gen-Analyse zukommen. Das wirkte offenbar Wunder. Nur Stunden nach der Kontaktaufnahme meldete sich Rauch bei Lenas Mutter. Die Resultate der Analyse lägen nun vor, sagte sie. Man könne einen Termin zur Besprechung vereinbaren.

Widersprüchliche Auskünfte

Gegenüber der *Weltwoche* sagt Rauch, es gebe regelmässig Verzögerungen bei Analysen, «weil die Krankenversicherer die Kostenübernahme häufig ablehnen und wir langwierig um eine Kostengutsprache bemüht sind». Zudem behauptet die Institutschefin, Lenas Mutter im letzten Sommer über den Befund der Analyse orientiert zu haben. Diese betont

Ohne Kenntnis der Analyseresultate war es den Ärzten nicht möglich, den Kindern optimal zu helfen.

aber, sie habe damals ausser dem vagen Hinweis, dass «etwas gefunden» worden sei, nichts erfahren. Von Lenas Krankenkasse bekam Petra Werner zudem die Information, dass nie eine Anfrage zur Übernahme der Kosten seitens des Instituts eingegangen ist.

Auf Nachfrage bestätigt Rauch, dass das Institut wegen Lena nie eine Kostenanfrage gemacht hat – obwohl sie das vorher klar suggeriert hat. Das Institut verzichte in gewissen Fällen auf Kostenanfragen an die Krankenversicherungen, schreibt die Leiterin. Denn diese weigerten sich, die Kosten einer bestimmten Art von Analyse zu übernehmen. Das Bundesgericht hat diese Praxis im April 2013 gestützt. Was Lena angeht, sagt Rauch, sie habe das Kind nach dem Bundesgerichtsentscheid «nicht noch länger warten lassen wollen» und habe die Analyse «auf unser Risiko hin durchgeführt». Auf die schriftliche Rückfrage, um welches Urteil es sich genau handelt, reagiert Rauch nicht. Auch wurden Lenas Eltern nie über solche Vorgänge informiert.

Rauch macht zudem den Umzug ihres Instituts von Schwerzenbach nach Schlieren für die Verzögerung geltend. An der neuen Adres-



Mehrere Wissenschaftspreise: Direktorin Rauch.

se ist das Institut aber schon seit letztem November.

Auch die Eltern anderer epilepsiekranker Kinder beschwerten sich über das Institut. Sie bemängeln ebenfalls verschleppte Analysen und fehlende Informationen – kurz gesagt: Schlamperei. Die Mutter eines anderthalbjährigen Mädchens sagt, das Protokoll zu einer Besprechung am Institut sei monatelang nicht eingetroffen – obwohl es dringend benötigt worden wäre. Die Eltern eines fünfjährigen Bubens mit Epilepsie sprechen von monate- und sogar jahrelangen Verzögerungen. Allein das Aufgebot für eine Untersuchung durch das Institut habe mehrere Monate auf sich warten lassen. Nach dem Termin sei dann die baldige Zustellung eines Berichts in Aussicht gestellt worden. Angekommen sei dieser aber erst nach einem Jahr. Ohne Kenntnis der Analyseergebnisse war es den Ärzten nicht möglich, den Kindern optimal zu helfen.

Institutsleiterin Anita Rauch verteidigt sich, die medizinische Genetik sei ein «ausgesprochenes Spezialfach». Man müsse sich bei jedem Patienten «in eine hochkomplexe, ständig dem Erkenntniswandel unterlegene Materie einarbeiten», was entsprechend zeitaufwendig sei. Wäre die Komplexität wirklich der Grund für die vielen Verzögerungen, hätte Rauch die betroffenen Eltern aber über



die mutmasslichen Wartezeiten aufklären können.

Negative Erfahrungen mit dem Institut hat auch Markus Good gemacht, Kinderarzt in Bülach. Er bemängelt fehlende Informationen, die für seine medizinischen Beratungen wichtig wären. Als Beispiel nennt Good ein epileptisches Kind, bei dem man seit 2012 auf das Ergebnis einer Analyse warte. Dabei wären die Eltern dringend darauf angewiesen, den Befund zu kennen. Das Paar wünsche sich ein weiteres Kind, so Markus Good, möchte aber sicher sein, dass für dieses kein genetisches Risiko für eine erneute Epilepsie bestehe. Der Arzt spricht von mehreren Fällen, bei denen das Institut Analysen von Kindern, die in seiner Behandlung standen, verschleppt habe. Jede Abklärung sei zwar komplex, anerkennt er, «aber man kann Eltern nicht jahrelang vertrösten». Anita Rauch scheinen solche Vorwürfe nicht zu interessieren. «Patienten und Ärzte, die mit unserer Arbeit nicht zufrieden sind», schreibt die Direktorin des Uni-Instituts, «steht es jederzeit frei, sich an andere Spezialärzte zu wenden.»

Vorbild Pippi Langstrumpf

Dem Institut fliessen pro Jahr 560 000 Franken Steuergelder zu. Die Uni Zürich schreibt auf Nachfrage, der öffentliche Auftrag des Instituts erstreckte sich nur auf Lehre und Forschung, nicht auf medizinische Dienstleistungen, um die es hier geht. Diese würden darum in Rechnung gestellt. Im Internet gibt sich das Institut jedoch betont wohltätig. «Die kontinuierliche Optimierung unserer Arbeitsabläufe [...] zum Wohle des Patienten sind uns [...] ein grosses Anliegen», wird da versprochen.

Anita Rauch, die aus Deutschland stammt, wurde 2009 als Professorin für Medizinische Genetik und Institutsdirektorin nach Zürich berufen. Im Internet führt Rauch mehrere Wissenschaftspreise an, die sie erhalten hat. Sie sei eine «international anerkannte Ärztin», betont sie. In einem Interview, das das Institut ins Internet gestellt hat, führt sie «starke selbständige Frauen» als ihre Vorbilder an. «Mein erstes weibliches Vorbild war meine Tante, die mir als Klosterschwester eine eigenständige Karriere ausserhalb der traditionellen Hausfrauenrolle vorgelebt hat», gab die Ärztin zu Protokoll. Auch von «fiktiven Figuren wie Pippi Langstrumpf» lässt sie sich leiten.

Lenas Mutter ist inzwischen über das Resultat der Analyse bei ihrer Tochter informiert worden. Diese ergab zwar einen Gen-Defekt. Dieser ist aber mutmasslich nicht die alleinige Ursache der Epilepsie. Petra Werner wartet nun auf den schriftlichen Bericht, den ihr das Institut zugesichert hat. Das war vor fast einem Monat.

Namen von der Redaktion geändert

Mörder aus Peru siegt in Strassburg

Jedes Jahr werden am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte Hunderte von Beschwerden gegen die Schweiz eingereicht. Nun hat ein Peruaner, der seine Frau enthauptet hatte, recht bekommen. Die Schweiz soll Tausende Euro Entschädigung zahlen. *Von Peter Keller*

Strassburg verurteilt die Schweiz. Im jüngsten Fall, der vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte landete, geht es um den peruanischen Staatsangehörigen Carlos Humberto Ruiz Rivera. Dieser tötete am 6. April 1995 seine Ehefrau mit 49 Messerstichen. Anschliessend trennte er ihren Kopf vom Rumpf ab und warf die Leichenteile vom Balkon in den Garten.

Ruiz Rivera, mit einer Schweizerin verheiratet, war ein stadtbekannter Kokser. Mit drei, vier Landsleuten hing er am Zürichhorn herum, spielte Trommel, schnupfte Drogen. Keiner ging einer geregelten Arbeit nach. Man lebte von der Frau, von der Sozialhilfe oder von beiden. In der peruanischen Community war das Grüppchen bekannt als «los vagos del lago» – als die Nichtsnutze vom See.

Vor Gericht stritt der Täter den Konsum von Kokain jedoch kategorisch ab, er fürchtete wohl ein zusätzliches Verfahren wegen Drogenmissbrauchs. Als ein Test dann doch Spuren von Kokain nachwies, redete sich Ruiz Rivera heraus, als Indio trinke er halt regelmässig mit Cocablättern versetzten Tee. Besonders schlau war seine Taktik nicht: Hätte er zugegeben, seine Frau im Rausch getötet zu haben, wäre ihm verminderte Schuldfähigkeit zugestanden worden. Nun durften aber die Psychiater ran. Ein Gutachter kam zum Schluss, Ruiz Rivera leide unter einer chronischen paranoiden Schizophrenie, verstärkt durch Kokain- und Alkoholmissbrauch. Gestützt auf diese Diagnose, attestierte ihm das Gericht völlige Unzurechnungsfähigkeit zum Zeitpunkt der Tat. Der Peruaner wird verwahrt. Ab März 1997 sitzt er in der Strafanstalt Pöschwies ein.

Nach vier Jahren (2001) wird ein zweites psychiatrisches Gutachten erstellt. Auch dieses kommt zum Schluss, beim Täter liege eine chronische paranoide Schizophrenie vor. Nichtsdestotrotz will Ruiz Rivera eine probeweise Entlassung aus dem Massnahmenvollzug erwirken. Seine Gesuche gehen seit 1997 ritualartig beim Zürcher Amt für Justizvollzug ein. Für ihn wäre ein positiver Entscheid perfekt: Tat und Strafmass liefen unter dem Titel «völlige Unzurechnungsfähigkeit». Mit einer Neu Beurteilung der psychiatrischen Diagnose könnte er seine probeweise Entlassung aus dem Gefängnis einleiten.

Behördenspirale dreht sich weiter

Doch die Behörden machen nicht mit. Zuletzt lehnen sie ein Gesuch am 24. Juni 2004 ab. Neben dem Gutachten sind auch die Therapie-



4 zu 3 Stimmen gegen die Schweiz: Blick-Schlagzeile, Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte.

berichte vernichtend: Der Mann zeige keine Fortschritte, wird beanstandet. Es mangle ihm an Krankheitseinsicht, und er weigere sich, die paranoide Schizophrenie mit Neuroleptika

Welche Diagnose auch immer: Ruiz Rivera weiss die rechtlichen Möglichkeiten auszuschöpfen.

behandeln zu lassen. Gleichwohl gelangt Ruiz Rivera an die Zürcher Justizdirektion. Diese weist den Rekurs am 28. September 2004 ab.

Wie auch immer die korrekte psychiatrische Diagnose aussehen mag: Ruiz Rivera weiss die

rechtlichen Möglichkeiten haargenau auszuschöpfen. Die Behördenspirale dreht sich weiter und schraubt sich nach oben. Nach dem Nein der Justizdirektion gelangt der heute 59-jährige Peruaner mit einer Beschwerde an das kantonale Verwaltungsgericht. Diese wird am 19. Januar 2005 abgewiesen. Darauf erhebt er Antrag auf Aufhebung des Verwaltungsgerichtsentscheides, bittet um ein neues psychiatrisches Gutachten sowie eine unentgeltliche Rechtspflege. Konkret: Er will ohne Kostenfolge weiter vor Gericht ziehen. Die Bundesrichter in Lausanne lehnen ab.

Im juristischen Fahrplan folgt auf Lausanne der Europäische Gerichtshof für Menschen-

rechte (EGMR) in Strassburg. Dorthin gelangt Herr Ruiz Rivera im Februar 2006. Es werden acht weitere Jahre vergehen, bis die sieben Strassburger Richter mit 4 zu 3 Stimmen die Schweiz verurteilen werden, gegen Artikel 5, Absatz 4 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) verstossen zu haben: «Jede Person, die festgenommen oder der die Freiheit entzogen ist, hat das Recht zu beantragen, dass ein Gericht innerhalb kurzer Frist über die Rechtmässigkeit des Freiheitsentzugs entscheidet und ihre Entlassung anordnet, wenn der Freiheitsentzug nicht rechtmässig ist.»

Es drängt sich ein vorläufiges Resümee auf. 1997, also gerade mal zwei Jahre nachdem Ruiz Rivera seiner Ehefrau den Kopf vom Rumpf trennte und diesen durchs Fenster in den Garten warf, forderte der Täter erstmals eine probeweise Entlassung aus dem Strafvollzug. 2014 verurteilt schliesslich Strassburg die Schweiz, weil sie dem Beschwerdeführer nicht innerhalb genügend kurzer Frist eine richterliche Entscheidung über die Rechtmässigkeit seines Freiheitsentzugs ermöglicht habe.

Wir sprechen hier von einem unstrittigen Tötungsdelikt, zu dem bereits zwei psychiatrische Gutachten vorlagen und jährliche Therapieberichte erstellt wurden. Dass der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die Schweiz verurteilt, weil sie die geforderten «kurzen Fristen» nicht eingehalten habe und für diesen Entscheid selber acht Jahre brauchte, gehört zu den unergründlichen Absurditäten des Strassburger Gerichtstheaters – einer Einrichtung, die sich zudem steigender Beliebtheit erfreut: Wurden Anfang 2000 jährlich rund zweihundert Beschwerden gegen die Schweiz an den EGMR weitergezogen, hat sich die durchschnittliche Zahl seither verdoppelt. 2013 waren es sogar 514 Fälle.

Doch zurück zu Carlos Humberto Ruiz Rivera. Einem Fall, der aus juristischer Sicht mindestens so verrückt ist wie die Tat selbst. Nachdem der Peruaner 2006 an Strassburg gelangt ist, ordnet das Bezirksgericht Zürich im September 2007 ein weiteres Gutachten an; wieder ausgestellt durch die Psychiatrische Uni-

versitätsklinik Zürich. Im April 2008 liegt der Bericht vor. Doktor M. K. kommt allerdings zu einer anderen Diagnose als seine beiden Kollegen. Der Täter habe unter psychotischem Zwang gehandelt, eine Schizophrenie liege nicht vor, vielmehr Merkmale einer «narzisstischen Persönlichkeit», ohne dass man jedoch von einer Störung im psychiatrischen Sinne reden könne.

Zwischen 2002 und 2013 gingen insgesamt 3629 Beschwerden in Strassburg gegen die Schweiz ein.

Auch privat scheint Ruiz Rivera das Glück wieder hold zu sein. Nachdem die vorherige Ehe an seiner, wie der dritte Psychiater feststellte, «narzisstischen» Veranlagung gescheitert ist, heiratet der Mann wieder. Das Paar habe die Absicht, die Schweiz zu verlassen, ist dem Bericht des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes der Strafvollzugsanstalt vom 27. November 2008 zu entnehmen. Dieser empfiehlt zudem, dem frischvermählten Paar einen Hochzeitsurlaub zu gewähren.

Konfuse Arbeit der Psychiatrie

Mittlerweile ist Ruiz Rivera zu einem Fall für die Migrationsämter geworden. Am 13. März 2009 verweigert der Kanton Zürich die Verlängerung seines Aufenthaltsstatus. Der negative Entscheid kommt dem jungen Ehepaar entgegen. Schliesslich wird Ruiz Rivera im gleichen Jahr aus dem Gefängnis entlassen und umgehend nach Peru ausgeschafft. Gemäss Gerichtsakten lässt der freigelassene Straftäter noch festhalten, er habe nie an einer Schizophrenie gelitten. Der Mord an seiner Gattin sei vielmehr in einem «leidenschaftlichen Wutanfall» und unter dem Einfluss von Drogen und Alkohol erfolgt – was er damals noch abgestritten hatte.

Zwischen 2002 und 2013 gingen insgesamt 3629 Beschwerden in Strassburg gegen die Schweiz ein, die meisten davon wurden als unzulässig abgeschrieben. In fünfzig Fällen wurde mindestens eine Verletzung der EMRK festgestellt – wie zuletzt bei Herrn Carlos Humberto Ruiz Rivera. Einem Fall, der exemplarisch zeigt, wie konfus die Psychiatrie arbeitet und wie grotesk der Rekurs- und Instanzenweg bis zum Europäischen Gerichtshof ausgebaut wurde.

Ob schizophren oder unter Drogeneinfluss: Der Mann hat seine Frau bestialisch umgebracht. Er hat dafür rund dreizehn Jahre gesessen. Ein ungerechtes Strafmass lässt sich nicht ausmachen. Der Strafvollzug wurde mit keinem Wort gerügt. Gleichwohl wurde die Schweiz wegen Nichteinhaltung von Fristen verurteilt. Der Beschwerdeführer soll eine Entschädigung über 6500 Euro erhalten. Eine Art verspäteter Zustupf fürs Hochzeitsfest. ○



«Warum sagst du: «Wir müssen reden», wenn du meinst: «Du musst zuhören?»»



Lesen
im Magazin

Schreiben
im Blog

Diskutieren
in den Foren

Lernen
in Workshops, Kursen und
e-Learning

Leute treffen
in den Regionalgruppen

Ausflüge
mit den Regionalgruppen

PC-Support
für Premium-Mitglieder
(Fr. 50.– Jahresbeitrag)

Mitmachen
als freiwillige/r MitarbeiterIn

seniorweb.ch ist die grösste Internetplattform für Senioren in der Schweiz, betrieben von ca. 150 freiwilligen MitarbeiterInnen. Trägerin ist die gemeinnützige Stiftung pro seniorweb.

Erklärtes Ziel von seniorweb.ch ist es, den digitalen Graben überwinden zu helfen und Menschen im dritten Lebensabschnitt nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben Medienkompetenz zu vermitteln und sie beim Umgang mit neuen elektronischen Medien und Hilfsmitteln zu unterstützen.

Mehr unter www.seniorweb.ch

Herz und Bauch für schwule Väter

Die Kalifornierin Omena Markarian ist im dritten Monat schwanger. Rechtmässige Eltern des Babys werden zwei homosexuelle Chinesen mit Wohnsitz in Belgien sein. Es ist das dritte Kind, das die Leihmutter für schwule Väter austrägt. *Von Beatrice Schlag und Adeline Wohlwend (Bilder)*

Als Michael Jackson 1996 die nach Kriterien des Show-Business nicht sehr attraktive und deutlich schwangere Debbie Rowe heiratete, dachte niemand an Liebe. Es schien eine klare Zweckehe des Sängers, der sich unbedingt Kinder wünschte. Debbie Rowe war die Krankenschwester seines langjährigen Dermatologen, eine verlässliche Frau. Das Wort Leihmutter war noch kaum geläufig. Drei Jahre und zwei Geburten später wurde das Paar geschieden. Das ungeteilte Sorgerecht für die beiden Kinder ging an Michael Jackson. Einhellige Meinung über den ungewöhnlichen Gerichtsentscheid: Die Mutter hatte auf die Kinder verzichtet, weil sie für ihre Schwangerschaftsdienste bezahlt worden war.

Leihmutter, in mehreren europäischen Staaten noch immer verboten, hat in Kalifornien und anderen US-Staaten seit ein paar Jahren jede Anrühigkeit verloren. Sarah Jessica Parker und Nicole Kidman liessen ihre letzten Babys austragen. Der schwule Sänger Ricky Martin wurde dank Leihmutter Vater, ebenso die heterosexuellen Filmgrößen Robert De Niro und George Lucas. Wie bei Viagra oder der Erlaubnis der Schwulenheirat stellte sich nach anfänglicher lauter Empörung beim Thema Leihmutter die Frage: Was spricht eigentlich dagegen?

Niemand ist dagegen

Die 33-jährige Omena Markarian, Tochter einer afrikanischen Mutter und eines italo-armenischen Vaters, blitzgescheit und temperamentvoll, trägt gerade das dritte Kind für ein schwules Paar aus. Offene Kritik hat die Kalifornierin nie erlebt: «Ich habe noch niemanden getroffen, der klar dagegen war. Ich wusste gar nicht, wie reagieren. Was ist daran falsch? Ich sehe das Problem nicht.» Die Angestellte des Entertainment-Riesen Viacom hat darüber immer offen geredet. «An meinem Arbeitsplatz wissen alle Bescheid. Beim ersten Kind erzählte ich es erst, als der Bauch deutlich zu sehen war. Ich wollte nicht riskieren, dass jemand dachte, es würde mich an meiner Arbeit hindern.» Sie unterstützt die Leihmutter voll und ganz. «Wenn ein Paar emotional und finanziell stabil ist – wer bin ich, ihnen zu sagen, sie sollen keine Familie haben? Auf natürlichem Weg oder mit Hilfe von aussen, das spielt doch keine Rolle.»

Die Werberin mit der abgeschlossenen College-Ausbildung hat einen Bachelor in Kommunikation und ein Diplom in *advertise-*

ment. «Mit 26 suchte ich neben meinem Job dringend eine zusätzliche Arbeit, um mehr zu verdienen. Ich war erst am Anfang meiner Karriere. Und ich hatte zwei Söhne. Erst versuchte ich es im Immobilienhandel, aber es war die denkbar schlechteste Zeit, in Kalifornien damit Geld zu verdienen.» Sie hatte ein Haus in Temecula gekauft, 150 Kilometer von Los Angeles entfernt, wo sie bis heute arbeitet. Das bedeutete zu Stosszeiten drei Stunden Arbeitsweg bis ins Büro und drei Stunden zurück. Es war mit zwei Kindern nicht zu schaffen.

Näher an der Stadt zu wohnen, bedeutete, teurer zu wohnen. Ausserdem wurde ihr Studiendarlehen zur Rückzahlung fällig. Omena Markarian verdiente als Werberin genug, um ihre Familie zu ernähren. Aber wenn die Söhne plötzlich Zahnschmerzen brauchten oder ihr Auto in die Werkstatt musste, reichte der Lohn nicht. Von den Rückzahlungen der Studiendarlehen nicht zu reden. Sie studierte Anzei-

«Ich suchte neben meinem Job dringend eine zusätzliche Arbeit, um mehr zu verdienen.»

gen, in denen nach bezahlten Eizellen-Spenderinnen gesucht wurde: «Ich dachte, das könnte ich nie, Mutter von vielen Babys sein, die ich nicht kenne. Schon wegen meiner Söhne. Aber dadurch kam ich auf die Idee, dass ich ein Kind austragen könnte. Meine eigenen Schwangerschaften waren leicht gewesen. Und es war etwas, was ich neben meinem Job tun konnte.»

Sie suchte im Internet nach einer seriösen klingenden Agentur, die Leihmütter vermittelt. Die Firma, die heute damit wirbt, dem Sänger Elton John und seinem Partner David Furnish zu zwei Söhnen verhelfen zu haben, schien ihr vertrauenswürdig. «Als ich den Leuten begegnete, fühlte ich mich gut aufgehoben. Das intensive Aufnahmeverfahren schien mir seriös, für Leihmütter wie für die künftigen Eltern.» Sie sprach mit einer Psychologin über ihre Motivationen. Danach machte sie einen umfangreichen schriftlichen Test mit Fragen, deren Ziel ihr oft nicht klar war. «Ich schätze», sagt sie, «die Agentur ging bei dem mündlichen Test davon aus, dass sich alle besser darstellen, als sie sind. Bei dem schriftlichen Test wollten sie mehr über unsere Person und unsere Kompatibilität mit Wunscheltern erfahren.» Sie

wurde als Kandidatin für eine Leihmutter akzeptiert.

Kalifornien kennt keine verbindlichen Tests für die Eignung von Leihmüttern. Die meisten seriösen Agenturen stellen dieselben Bedingungen an Leihmütter:

— Mindestalter: 21

— Hat zumindest ein gesundes eigenes Kind geboren, kennt die Risiken einer Schwangerschaft und einer Geburt und die Gefühle der Verbundenheit mit einem Neugeborenen.

— Hat eine professionelle Prüfung ihrer psychischen Gesundheit bestanden, die allfällige Probleme aufdeckt, die das Weggeben des Babys nach der Geburt auslösen könnte.

— Hat freiwillig einen Vertrag unterschrieben, in dem sie ihre Verantwortung während der Schwangerschaft bestätigt, regelmässig zum Arzt zu gehen, und sich verpflichtet, das Kind nach der Geburt wegzugeben.

Als Omena Markarian nach ihren Bedingungen gefragt wurde, um eine Leihmutter einzugehen, blieb sie zurückhaltend. Sie wusste lediglich, dass sie niemanden wollte, der auf Zwillinge hoffte. «Wenn es trotzdem passiert wäre, hätte ich nichts dagegen gehabt. Aber ich wollte nicht für ein Paar Leihmutter sein, das sich von vornherein Zwillinge wünschte.» Sie bekam nun Profile von Paaren und Singles zugesandt, deren Vorstellungen mit ihrer ethnischen Mischung, ihrem Job und ihren Vorstellungen kompatibel schienen.

«Einzige Frau im Team»

Langsam zeichneten sich ihre Kriterien ab. «Leihmutter», sagt sie, «ist ein Geschäft, zumindest in meinen Augen, und ich bin die Eigentümerin. Ich wollte mich wohl fühlen dabei. Ich wollte nicht, dass die Schwangerschaft mit Dramen verbunden ist. Ich war ziemlich jung und attraktiv. Ich wollte auf keinen Fall Unstimmigkeiten mit der zukünftigen Mutter riskieren. Was, wenn der Mann sich mir näher fühlte als die Frau? Schliesslich trägt man ein Kind aus – was den beiden nicht möglich ist. Man tritt plötzlich zwischen ein Paar und wird mit Aufmerksamkeit überschüttet. Bei Heterosexuellen stelle ich mir das schwieriger vor als bei



«Ein Geschäft»: Werberin Markarian.

Schwulen. Bei Gays bin ich die einzige Frau im Team. Ausserdem reden sie bei der Schwangerschaft kaum drein, weil sie das nicht kennen.»

Nicht nur bei ihrer Mutter, sondern bei ihrer gesamten Umgebung, sagt Omena Markarian, habe sie einen merkwürdigen Stolz dafür gespürt, dass sie das Kind anderer Leute austrage. Sie kann dies nicht nachvollziehen. «Mir gibt die Leihmutterschaft nicht das Gefühl, etwas Riesiges zu vollbringen. Ich begreife es manchmal, wenn ich die Familienfotos sehe und denke, sie werden ein Leben lang eine Familie sein, und dazu habe ich beigetragen. Aber vor allem brauchte ich das Geld.»

Einen besser bezahlten Job wollte sie nicht suchen. «Ich will nicht nur für Geld arbeiten, sondern auch, weil ich glücklich bin mit dem Job, den ich habe. Aber das geht nur, wenn ich finanziell gutgestellt bin. Und das heisst für mich, keine Schulden zu haben.» Omena Markarian gehört zu den seltenen Menschen in den USA, die ihr Auto bar bezahlen und keine Kreditkarten besitzen. Das Studien-darlehen ist inzwischen fast abbezahlt. Als Leihmutter, sagt Ormena Markarian, habe sie im ersten Jahr 28 000 Dollar verdient. Beim zweiten Kind 5000, beim dritten 10 000 Dollar mehr. Hätte sie ungewollt Zwillinge bekommen, wären es nochmals 5000 Dollar mehr gewesen.

Die Dienstleistung ist erbracht

Das erste und das zweite Kind als Leihmutter trug Markarian für ein in Norwegen lebendes schwules Paar aus. «Das erste Baby hatte grosse blaue Augen. Ich bin Halbfrikanerin. Das

«Sie sind rührend, gratulieren mir zu jedem Geburts- und Feiertag.»

war definitiv nicht mein Kind. Der zweite Junge hatte dunkle Augen, den habe ich etwas länger angesehen, weil einer seiner Väter wie mein Vater Halbitaliener ist.» Sie hat zu dem Paar bis heute engen Kontakt. «Sie sind rührend, gratulieren mir zu jedem Geburts- und Feiertag, schicken ab und zu Bilder. Ich freue mich, dass die beiden Buben hübsch und gesund sind, aber ich denke nie an sie als meine Kinder. Mich berührt es nur insofern emotional, als es Kinder sind, mit denen ich neun Monate verbracht und dann mitgeholfen habe, sie auf die Welt zu bringen.» Mehr, sagt sie, sei da nicht. «Ich habe die verabredete Dienstleistung erbracht, und darauf bin ich stolz. Es würde mich sehr schmerzen, wenn jemandem in der Familie etwas zustossen würde, weil ich die beiden Väter sehr gerne habe. Aber stärkere Bindungen sind da nicht.» Markarian ist betont unsentimental,



«*Sehr emotional*»: Markarian mit Partner und ihren beiden Söhnen.

wenn sie über ihre Leihmutterchaft spricht: «Mir scheint es natürlich, mich darauf einzustellen, dass es nicht mein Kind ist. Bei meinen eigenen Kindern war ich sehr emotional. Ich kann mich von meinen Kindern in keiner Weise distanzieren, weder physisch noch im Kopf, noch im Herzen. Als Leihmutter bin ich darauf vorbereitet, dem Baby Sorge zu tragen, aber mich von Anfang an von ihm zu lösen.»

Das Paar hatte die Geschlechterselektion gewünscht. Sie wollten kein Mädchen.

Auf die Frage, ob die landläufige Überzeugung, jede Schwangere habe eine unauflösliche Beziehung zu dem Kind, das in ihr heranwache, möglicherweise ein Märchen sei, sagt sie: «Es ist eine mentale Entscheidung. Für manche mag es ein Mythos sein. Aber als Leihmutter bin ich darauf vorbereitet, mich innerlich von Anfang an von dem Kind zu lösen.»

Die Väter des Kindes, mit dem sie gegenwärtig schwanger ist, sind beide Chinesen und leben in Belgien. Sie sind ihr fremder als die herzlichen Norweger. Die von der Agentur vorgeschriebenen zweiwöchentlichen E-Mails während der Schwangerschaft sind dürrer und förmlicher. Aber die Leihmutter hat wenig Vorurteile: «Es ist eine andere Kultur. Es sind zwei gute Leute und ziemlich hip. Ich versuche, sie in meiner E-Mail zu überzeugen, dass ich entspannt und cool bin und sie sich nicht verstellen müssen.» Das Paar hatte die von der Agentur angebotene Geschlechterselektion vor der In-vitro-Befruchtung gewünscht. Sie wollten kein Mädchen.

Markarian erfuhr erst später, dass in China Zehntausende von Mädchen abgetrieben werden. «Mir war das damals recht», sagt sie, «weil ich immer nur Buben geboren habe, für mich und für die Norweger, die keine Geschlechterselektion gewollt hatten. Es war Zufall.» Aber ihr Partner ist nach zweijähriger Fernbeziehung aus New York eben zu ihr nach Los Angeles gezogen.

«Ich hätte gerne ein Kind von ihm», sagt Omena Markarian. «Nicht sofort. Sondern wenn sich mein Körper von der Schwangerschaft, die er unterstützt, erholt hat.» Ob es dann ein Mädchen wird, kann sie nicht garantieren. Sie möchte keine Geschlechterselektion aus dem Labor. «Aber es wäre eine Freude, zusammen etwas zu erleben, was für uns beide neu ist.» Ob sie nochmals ein Kind für andere austragen wird, weiss sie nicht: «Man soll nie nie sagen. Aber ich denke, das nächste ist für mich.»

In der Schweiz verboten

Wer zweifelt, ob es ein Recht auf Kinder gibt: Leihmutterchaft ist nicht aufzuhalten. Was machbar ist, wird immer irgendwo gemacht. In Europa werden die Gesetze laufend geändert. Wer eine Leihmutter sucht, findet sie in den USA genauso gut wie in der Ukraine, in Indien oder in Neuseeland. In den Ländern, in denen sie verboten ist, geht der Schutz des Kindes vor. Laut der Schweizer SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr soll Leihmutterchaft verboten bleiben. «Aber wenn Kinder im Ausland von einer Leihmutter ausgetragen werden, sind deren Rechte zu schützen. Kinder können nichts für die Art und Weise, wie sie gezeugt, ausgetragen oder geboren werden.» ○

Fortpflanzung

Bestellte Babys

Eizellen-Spende, Leihmütter für Singles – in Kalifornien legal und immer beliebter.

Nirgends sind die Gesetze zur Leihmutterchaft weniger restriktiv als in Kalifornien. Elternschaft mit Hilfe von Leihmüttern steht im amerikanischen Bundesstaat heterosexuellen und schwulen Paaren offen, ob sie verheiratet sind oder nicht. Ebenso erlaubt ist sie Singles jedweder sexuellen Orientierung. Auf Wunsch können werdende Eltern vor der In-vitro-Befruchtung sogar eine Geschlechtsbestimmung des Embryos vornehmen lassen.

Den Paaren, die selber keine Kinder haben können, bieten sich bei der Entscheidung für eine Leihmutter folgende Varianten:

— Die Leihmutter ist gleichzeitig Eizellen-Spenderin. Die Samenzellen für die In-vitro-Befruchtung stammen vom Partner oder von der Samenbank. Die Leihmutter wird künstlich befruchtet und ist mit dem Baby genetisch verwandt. Ob sie als genetische Mutter nach der Geburt Kontakt mit dem Kind halten will oder soll, wird vor der Befruchtung vertraglich festgelegt.

— Heterosexuelle Paare, die nicht wünschen, dass die Leihmutter mit dem Baby genetisch verwandt ist, haben mehrere Möglichkeiten: Falls Ei- und Samenzellen vorhanden sind, die Frau aber kein Kind austragen kann oder will, werden der Leihmutter im Labor befruchtete Eizellen der künftigen Eltern eingepflanzt. Die Leihmutter unterzieht sich vor der Einpflanzung einer mehrmonatigen Hormonkur, die das Reifen ihrer eigenen Eizellen stoppt.

— Falls nur die Frau oder der Mann unfruchtbar ist, werden die Fortpflanzungszellen des anderen künftigen Elternteils in vitro mit den Ei- oder Samenzellen eines anonymen Spenders oder einer Spenderin befruchtet und der Leihmutter eingesetzt. Falls beide künftigen Eltern unfruchtbar sind, stammen Ei- und Samenzellen von anonymen Spendern.

— Für homosexuelle Paare, die keine genetische Verwandtschaft mit der Leihmutter wünschen, besteht die Möglichkeit, dass Eizellen einer anonymen Spenderin in vitro mit Samenzellen des einen oder anderen Partners befruchtet und der Leihmutter eingesetzt werden. (bs)

Die grösste Schweizer Wirtschaftszeitung
www.handelszeitung.ch

ANREGEND

SEIT 1861

Fotografie: Alberto Venzago



«Die Regulierung ist eine Chance»

Die Banque CIC (Suisse), eine Tochter der französischen Crédit Mutuel, befindet sich bereits seit hundert Jahren an prominenter Basler Lage. CEO Thomas K. Müller erklärt, worin er die Vorteile gegenüber Schweizer Grossbanken sieht. *Von Florian Schwab und Basil Stücheli (Bild)*

Herr Müller, wir treffen uns am Hauptsitz der Banque CIC (Suisse) direkt neben dem altherwürdigen Basler Rathaus. Ein eher überraschender Standort für die Tochtergesellschaft einer französischen Bank. ...

Unser Institut befindet sich bereits seit hundert Jahren im historischen roten Renaissance-Gebäude am Marktplatz 13, das der Zunft zu Weinleuten gehört. Die Banque CIC (Suisse) ist keine klassische Auslandsbank, sondern eine Schweizer Gründung.

Inwiefern?

Basler Unternehmer haben vor rund 140 Jahren eine Bank für industrielle Aktivitäten gegründet. Diese Tradition führen wir weiter.

Gegründet wurde die Bank seinerzeit aber doch in Frankreich.

Anfangs waren die Hauptaktivitäten auf Elsass-Lothringen ausgerichtet. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 zogen sich die französischen Banken aus dieser Region zurück. Um das entstehende Vakuum auszufüllen, ergriffen die Gründer die Initiative und kotierten ihre kommerziell orientierte Bank bereits 1872 an der Basler Börse. Einen Schweizer Betrieb mit Schaltern gibt es seit 1909. Vor rund 85 Jahren wurden wir von der damaligen Bank Cial übernommen. Wir sind eine Schweizer Bank nach Schweizer Recht und können uns auch heute auf unsere Einzelaktionärin, die heutige Crédit-Mutuel-CIC-Gruppe, verlassen.

Das Umfeld ist für viele Auslandsbanken anspruchsvoll. Manche ziehen sich zurück – vor allem jene mit dem Ziel, sich einen Teil des Private-Banking-Kuchens zu sichern. ...

Es gibt auch Auslandsbanken wie die Banque CIC (Suisse), die ihre Tätigkeiten in der Schweiz ausbauen wollen. Die Schweiz ist unser Heimmarkt, seit über hundert Jahren. Drei Viertel unserer Kunden sind Inländer. Von unserer Muttergesellschaft haben wir 130 Millionen Franken an frischem Eigenkapital für die Entwicklung bekommen und in den letzten Jahren mehrere Niederlassungen eröffnet.

An welche Kunden richten Sie sich im Speziellen?

Seit der Gründung sind Unternehmer und ihre Firmen unsere erste Zielgruppe. Sie

haben vielfach komplexe Anforderungen an Finanzierungen, an die Absicherung und an Anlagegeschäfte. Unsere strategische Idee besteht in der Kombination aus individuellen und persönlichen Dienstleistungen einer Privatbank und einer breiten Produktpalette, wie sie nur eine internationale Bankengruppe bereitstellen kann. Diese spezielle Positionierung ist in dieser Form einzigartig.

Ähnlich klinge es beim Vertreter einer Grossbank: Auch diese entdecken den Schweizer Unternehmer neu.

Die Crédit-Mutuel-CIC-Gruppe ist sehr dezentral organisiert. Als vergleichsweise kleine Schweizer Bank ermöglicht dies vielfältigste Möglichkeiten. Wir betreiben ein internationales Bankgeschäft und schaffen etwas, woran die Grossen scheitern: Dienstleistungen aus einer Hand bei gleichzeitig umfassender Abdeckung von Märkten und Produkten. Zusätzlich spezialisieren wir uns auf Angebote, die andere nicht haben. Innerhalb der Gruppe unterhalten wir beispielsweise das weltweite Kompetenzzentrum für Business-Jet-Finanzierungen. Im Bereich des Private Banking liegen weitere Kernkompetenzen innerhalb der Gruppe beim Art Banking oder Wine Banking.

Ein Viertel Ihrer Kunden sind Ausländer – ein in letzter Zeit vieldiskutiertes Geschäft.

Die Typologie unserer Kunden ist überall gleich: Wir bedienen in der Regel Unternehmer und ihre Unternehmungen. Was unsere ausländische Kundschaft betrifft, so konzentrieren wir uns von der Schweiz aus vor allem auf unsere Nachbarländer. Wir hegen nicht die Absicht, Niederlassungen ausserhalb der Schweiz zu eröffnen.

Unversteuerte Vermögen ausländischer Bankkunden sind auf dem ganzen Finanzplatz ein grosses Thema. Die Finanzmarktaufsicht (Finma) warnt vor dem grenzübergreifenden Geschäft.

Das Thema ist immer präsent. Von unseren Kunden erwarten wir die korrekte Besteuerung aller Gelder. Das Bankgeheimnis war nie der Kern unseres Geschäfts. Als Schweizer Wettbewerbsvorteile stellen wir die Kompetenz, Vertrauenswürdigkeit, Rechtssicherheit und Stabilität in den Vordergrund.

Frankreich ist wirtschaftlich in einer schwierigen Lage. Das Wachstum ist schwach und die Verschuldung hoch.

Manch ein Kunde dürfte es sich zweimal überlegen, sein Geld ausgerechnet einer Bank mit französischer Muttergesellschaft anzuvertrauen.

Wir sind eine Schweizer Bank und werden primär als solche wahrgenommen. Unsere Aktivitäten sind von der Finma reguliert, und wir übertreffen die Eigenkapitalanforderungen klar. Doch auch unsere Muttergesellschaft ist gut aufgestellt. Die Crédit-Mutuel-CIC-Gruppe ist in puncto Eigenkapital die stärkste Bank in Frankreich und eine der stärksten in ganz Europa. Sie weist eine sehr stabile Entwicklung im traditionellen Bankgeschäft auf und hat eine klare europäische Entwicklungsstrategie. Dass unsere Muttergesellschaft Geld in der Schweiz investiert und nicht etwa versucht, Mittel abzuziehen, zeigt die Stabilität der Gruppe. Hinter der Banque CIC (Suisse) stehen acht Millionen Genossenschafter und dreissig Millionen Kunden weltweit.

In den letzten Jahren hat die Regulierung stetig zugenommen und damit auch die dadurch verursachten Kosten. Das Treuhandunternehmen KPMG schätzt, dass eine Bank in Zukunft wohl unter einem verwalteten Vermögen von zehn Milliarden Franken in Schwierigkeiten gerät.

Für uns ist die Regulierung eine Chance. Als kleines Institut mit gut 300 Mitarbeitern sind wir – anders als die Big Player auf dem Markt – flexibel genug, um die Regulierung rasch umzusetzen.

Ein regulatorischer Brennpunkt ist der Hypothekenmarkt. Bereits zweimal hat der Bundesrat den antizyklischen Kapitalpuffer aktiviert. Wie stark sind Sie exponiert?

Die Banque CIC (Suisse) verfolgt eine moderate Risikopolitik. «Volumen um jeden Preis» ist nicht das Thema, wir wollen vielmehr mit den Bedürfnissen unserer Kunden wachsen. Problematisch kann die Lage für jene Häuser werden, welche im Schweizer Hypothekenmarkt dieselben Renditen von 20 Prozent erzielen wollen, wie man sie teilweise aus dem Investmentbanking kennt. Unser Haus dagegen bewegt sich im Bereich des traditionellen Bankgeschäfts, das auf einer soliden Eigenkapitalbasis aufbaut; wir pressen die Zitrone nicht vollständig aus, weshalb wir auch mit bis zu 10 Prozent Eigenkapitalrendite zufrieden sind. Insgesamt betrachtet, halte ich den Schweizer Bankensektor auch im aktuellen Umfeld für einen der weltweit solidesten.



«Das Bankgeheimnis war nie der Kern unseres Geschäfts»: Banquier Müller in seinem Basler Büro.

Man hat den Eindruck, Ihre Bank werde öffentlich stärker wahrgenommen als früher.

Vieles geschieht ohne unser Zutun: Beispielsweise stellt das Vermögenszentrum VZ in einem Vergleich fest, dass wir in den letzten zehn Jahren die durchschnittlich beste Verzinsung in der dritten Säule hatten. Diese Publizität versuchen wir heute zu nutzen.

Ihre Bank erregt Aufsehen mit einer Verzinsung der Vorsorgekonten in der Säule 3a von 1,8 Prozent. Wie erreicht man diese Verzinsung im aktuellen Tiefzinsumfeld?

Gegenüber unseren Mitbewerbern sprechen wir von Differenzen zwischen 0,1 und vielleicht 0,3 Prozent. Diese Positionierung ermöglicht es uns als Bank mit einem bescheidenen Marketingbudget aber, neue Kunden anzusprechen. So schafft diese attraktive Verzinsung eine Win-win-Situation für unsere Kunden und unsere Bank.

Betrachtet man die Statistik, dann stellt man fest, dass viele Schweizer die attraktiven Möglichkeiten im Bereich der privaten Vorsorge gar nicht wahrnehmen – insbesondere den steuerlich absetzbaren Betrag von rund 6700 Franken in der Säule 3a.

Wir haben kürzlich eine Studie durchgeführt über das Sparverhalten in der privaten Vorsorge. Die wichtigste Erkenntnis der repräsentativen Umfrage ist, dass die Schweizerinnen und Schweizer immer früher mit dem Sparen in der Säule 3a beginnen. Durch den Zinseszinsseffekt steigert dies die Sparguthaben beträchtlich.

Die dritte Säule steht mengenmässig im Schatten der beruflichen Vorsorge.

Auch bei uns sind die Aktivitäten im Bereich der zweiten Säule um ein Vielfaches grösser als das steuerbegünstigte Sparen 3a, da das Pensionskassenthema gerade auch für Unternehmer wichtig ist. Sie suchen Lösungen, die Flexibilität, Individualität und Transparenz bieten.

In der zweiten Säule beschäftigen die politisch festgesetzten Zinssätze. Wie bewerten Sie die Reformpläne von Bundesrat Berset?

Am Ende ist es Politik: Wer zahlt und wer bekommt? Da gibt es sicher noch einiges zu diskutieren. Die Herausforderung ergibt sich aus den Verschiebungen in der Alterspyramide und der Marktentwicklung. Wenn die Beitragsjahre zurückgehen und gleichzeitig die Zinsen sinken, dann ist es auf Dauer untragbar, an den anderen Parametern nichts zu ändern. Die Schweiz hat mit dem Drei-Säulen-System aber eine sehr gute Ausgangslage.

Auf ganz lange Sicht, über Jahrzehnte: Was sind die grössten Risiken für die Vermögensbildung?

Die grundlegende Frage bleibt: Inwieweit sind wir bereit, Risiken einzugehen, und in der Lage, diese auch zu tragen? Im ganz langen Zeithorizont haben sich die Finanzmärkte in den letzten hundert Jahren in beinahe allen Klassen sehr positiv entwickelt: Aktien, Obligationen, Immobilien, Gold und andere Rohstoffanlagen. Da man aussergewöhnliche Ereignisse in einzelnen Anlagen nie ausschliessen kann, ist deshalb die fehlende Diversifikation das grösste Risiko.

Derzeit sind wir in einem deflationären Umfeld – die Preise sinken eher. Rechnen Sie früher oder später mit einer Umkehr?

Heute ist viel Geld im System, was rein mechanisch irgendwann einen Inflationsdruck aufbauen kann. Aber Politik und Notenbanken werden alles daransetzen, dass es nicht zu einer hohen Inflation mit hohen Zinsen kommt, auch wenn das historisch tiefe Zinsniveau nicht ewig anhalten wird.

Abschliessend: Was wünschen Sie sich für den Finanzplatz Schweiz?

Zentral ist, dass wir wieder wissen, auf der Grundlage welcher Regeln wir arbeiten können. Und schliesslich wünsche ich mir, dass der Finanzplatz Schweiz wieder stolz ist auf seine Erfolge und mit diesem Wissen und dem aus Fehlern Gelernten zukunftsgerichtet arbeitet. ○

Sanfte Gehirnmassage

Unterstützt von der Bundesverwaltung und links-grünen Parteien, dürfen Hilfswerke und Menschenrechtsgruppen in Klassenzimmern lobbyieren. Der neue Lehrplan 21 ist eines ihrer Instrumente. Die Kosten tragen die Steuerzahler. Teil 1. Von Lucien Scherrer



Unterrichtsstoff: Greenpeace-Aktion gegen das AKW Beznau am 5. März 2014.

Wer Gutes tut, dem wird geholfen: Nach diesem Grundsatz werden religiöse Würdenträger seit Jahrhunderten vom Staat genährt, damit sie die Bevölkerung in ihrem Sinne unterweisen können. Heute gilt dieses Prinzip für eine neue Gruppe von Missionaren, die Gutes tun: Aktivisten von Hilfswerken, Umwelt- und Menschenrechtsgruppen wie Caritas, Flüchtlingshilfe, Brot für alle, Greenpeace oder Amnesty International – sozial engagierte Nichtregierungsorganisationen (NGOs), die im Chor mit Grünen und Sozialdemokraten nach mehr Entwicklungshilfe, mehr Sozialstaat, weniger Atomenergie und nach einer «menschlicheren» (sprich: laxeren) Asylpolitik rufen.

Gemäss einer kürzlich von der NZZ veröffentlichten Lobbyistenliste des Parlaments sitzen Dutzende Aktivisten von WWF, Greenpeace, Amnesty International, Swissaid oder

Alliance Sud als «Beobachter» in den Räten – und zwar fast ausschliesslich dank Einladungen von SP- und GP-Vertretern. Obwohl politisch alles andere als neutral, werden diese NGOs – sie selber bevorzugen die Bezeichnung «Zivilgesellschaft», als ob sie universelle Anliegen vertreten würden –, von der Bundesverwaltung nach Kräften gefördert, zum Teil auch mit Millionen von Franken aus der Staatskasse gemästet.

Staatlich finanzierte Speisepläne

Genaue Zahlen gibt es keine, denn der Bundesrat hat es bis heute versäumt, einen Bericht über «Formen und Ausmass» der NGO-Finanzierung vorzulegen, obwohl er 2003 ein entsprechendes Postulat entgegengenommen hat. Sicher ist: Allein die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) verteilte 2012 über 220 Millionen Franken an Hilfswerke wie Hel-

vetas (60,2 Mio.), Caritas (9,8 Mio.) und Brot für alle (5,1 Mio.). Die Caritas etwa kassierte 2012 insgesamt 27 Millionen Franken von der öffentlichen Hand, bei Gesamteinnahmen von neunzig Millionen. Im Gegenzug hämmert das Hilfswerk der Bevölkerung ein, dass es in der Schweiz «eine Million Armutsbetroffene» gebe, die dringend staatlich umsorgt werden müssten, mit Sozialhilfe und mit von der Caritas entwickelten, staatlich finanzierten Speiseplänen. Der Bund verteilt somit Steuergelder, damit die Steuerzahler im Sinne der Empfänger erzo-gen werden.

Dass es längst nicht nur darum geht, armen Kindern in Afrika zu helfen, räumt der Bund in einem Deza-Bericht über die Zusammenarbeit zwischen Staat und NGOs freimütig ein: «Sie [die NGOs] spielen eine wichtige Rolle in der Information, Bildung und Sensibilisierung der Bevölkerung.» Längst nicht alle

NGOs – etwa Amnesty International und Greenpeace – lassen sich mit öffentlichen Geldern füttern wie Caritas. Doch auch sie dürfen wegen ihrer angeblich wichtigen Funktion auf den Staat zählen: Dieser verschafft ihren Aktivisten Staatsposten und Beschäftigungsprogramme, bezahlt ihnen fragwürdige Sensibilisierungsaktionen und lässt sie in Schulzimmern missionieren, wie im Folgenden gezeigt wird.

Grüner Religionsunterricht

Geht es nach dem neuen Lehrplan 21, der die Lernziele in den Deutschschweizer Schulen ab 2015 vereinheitlichen soll, werden Schüler künftig viel mehr können als schreiben, rechnen oder französische Verben konjugieren: Sie lernen «Vielfalt als Bereicherung» kennen; sie können «Diskriminierungen erkennen» und nehmen diese «nicht passiv hin»; sie wissen um die «Auswirkungen von Rohstoffnutzung und Energieverbrauch auf Mensch und Umwelt», und sie können «Menschenrechte erklären und sich dafür engagieren».

Mit anderen Worten: Die Jugendlichen sollen die Schule als grüngefärbte Multikulti- und Menschenrechts-Aktivist*innen verlassen. Ein Zufall ist das nicht, wie Lehrerverbandspräsident Beat W. Zemp bei der Präsentation des Lehrplans im letzten Juni einräumte: Die «Lobbys der Umweltverbände» und die «Akteure der Entwicklungszusammenarbeit» hätten sich bei der Ausgestaltung des Plans eben stark «engagiert», sagte er der Presse.

Tatsächlich ist die Hilfswerkprosa im Lehrplan – der Fachbegriff dazu lautet «Bildung für nachhaltige Entwicklung», kurz BNE – nur der sichtbarste Gipfel einer langjährigen Symbiose zwischen Staat und «Zivilgesellschaft» in der Bildungspolitik. NGO weibeln seit dem Uno-Gipfel über Umwelt und Entwicklung von 1992 dafür, dass Schüler über Themen wie «Nord-Süd», «Rassismus», «alternative Energien», «Menschenrechte» oder «fairer Handel» aufgeklärt werden.

Eine Allianz aus pädagogischen Hochschulen (PH), Schweizerischer Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) und Verwaltung öffnete ihnen bereitwillig die Türen zu staatlichen Schul- und Lehrerzimmern. 2007 hat die EDK eigenmächtig entschieden, BNE im Lehrplan zu verankern. Die PH bieten derzeit Lehrgänge in «Menschenrechtsbildung» an, die von ehemaligen Aktivisten von Amnesty International konzipiert werden (dazu mehr in der nächsten *Weltwoche*), und sie bilden angehende Lehrer im Kampf gegen den Klimawandel aus.

Ende der 90er Jahre hat die Bundesverwaltung ebenso eigenmächtig beschlossen, staatlich finanzierte Stiftungen mit der Prüfung und dem Vertrieb von «nachhaltigem» Bildungsmaterial zu betrauen, das grösstenteils aus der Küche von Hilfswerken kam. Ende



Verlängerter Arm: Zentralsekretär Schertenleib.

2012 sind alle Bildungsstellen zur Stiftung «éducation 21» fusioniert worden, die in Bern das Kompetenzzentrum BNE betreibt. Dieses verfügte im letzten Jahr über ein Budget von 6,8 Millionen Franken, wobei der Bund (Deza, Bundesamt für Gesundheit) die Hauptlast trug. Die 41 Mitarbeiter sind damit de facto Staatsangestellte. Deren Aufgabe: Erarbeitung von Unterrichtshilfen, Unterstützung von Schulen und PH bei der Umsetzung der Lehrpläne.

«Selbstverständlich wollen und müssen wir politisch neutral sein», sagt Zentralsekretär Jürg Schertenleib (Monatslohn: zwischen 9000 und 11900 Franken), «éducation 21» ist eine pädagogische Fachstelle.» Doch «Neutralität» ist bekanntlich eine Frage des eigenen Standpunktes. Denn nüchtern betrachtet ist «éducation 21» nichts weiter als ein verlängerter Arm der Umwelt- und Hilfswerklobby, die mit Unterstützung der «neutralen» Stiftung ihre Propaganda in den Schulzimmern verbreiten darf.

Zu den BNE-«Unterrichtshilfen», die «éducation 21» vermittelt, gehören «Begegnungstage» und Schulkurse von NGOs wie Caritas, Brot für alle, Amnesty International, WWF oder Greenpeace, wobei die suggestiven Fra-

gestellungen und Titel der Veranstaltungen keine Zweifel offenlassen, worum es geht: Um Indoktrinierung, nicht um Diskussion. Die Caritas etwa stellt Fragen wie: «Was läuft schief in der Entwicklungshilfe? Und warum braucht es sie trotzdem», oder: «Fairer Handel – Gewissensberuhigung oder mehr?» Natürlich klärt Caritas die Schüler auch darüber auf, dass «Armut in der reichen Schweiz» ein gravierendes Problem darstellt. Die Energiepolitik dagegen ist ein Fall für die «Profis» von Greenpeace, die den Schülern nach dem Motto: «Solar wunderbar!» weismachen, dass der Energiebedarf problemlos mit alternativen Stromquellen gedeckt werden könne.

Daneben lässt «éducation 21» Amnesty-Aktivist*innen den Schülern erklären, was «Menschenrechte» sind. Amnesty International genießt dank jahrelangem Einsatz gegen Folter und Willkür zu Recht ein hohes internationales Ansehen. Doch in der Schweiz ist die Organisation nichts weiter als eine politische Organisation, die konsequent mit der Linken zusammenspannt. Mangels Aufgaben in ihrem Kerngebiet beschränkt sich Amnesty International Schweiz darauf, im Namen der «Menschenrechte» nach einem Fürsorgestaat zu rufen, der alle «Flüchtlinge» willkommen heisst, Abtreibungen finanziert, Gesetze gegen «Diskriminierungen» erlässt und die Urteile des Europäischen Menschenrechtshofes als unumstößliche Weisheiten betrachtet. Laut Amnesty-Sprecherin Alexandra Karle wurden im letzten Jahr rund 3000 Schüler «sensibilisiert». Die Schulen zahlten dafür 100 Franken pro Stunde, in ärmeren Gemeinden wurde «lediglich» um eine «kleine Spende» gebeten.

Das Privileg, in Schulen zu missionieren, gilt bezeichnenderweise nur für NGOs, die bestimmte Glaubenssätze vertreten: Der öffentliche Verkehr ist gut, der Klimawandel menschengemacht, die Energiewende kein Problem, die Erste Welt schuld am Hunger in Afrika, die einheimische Bevölkerung latent rassistisch. Die «Naturfreunde für Atomstrom», die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz oder der Automobilclub der Schweiz sind in Klassenzimmern dagegen unerwünscht.

Denn Einseitigkeit ist bei «éducation 21» Programm. Auch die Lehrmittel, welche das staatliche «Kompetenzzentrum» den Schulen empfiehlt, sind von Hilfswerksideologie durchtränkt. So wird in einer geplanten Lehrplan-21-Lektion zum Thema Wasser pauschal behauptet, dass Fischer im Kaukasus wegen der dortigen Baumwollproduktion für den Westen hungerten. Dass die ausgetrockneten Seen primär ein Erbe der sowjetischen Planwirtschaft sind, wird dagegen ausgeblendet. Ähnlich holzschnittartig ist das von «éducation 21» empfohlene Lehrmittel «Ich, Rassist?! Ich, Rassistin?!», das den Schülern rassistische



«Nicht noch eine verfluchte Reality Show!»



Schüler «sensibilisiert»: NGO-Sprecherin Karle.

Vorurteile austreiben soll. Rassismus, so wird ihnen suggeriert, ist ein genuines Problem von Einheimischen, und wer sich nicht versieht, landet in den Fängen der Rechtsextremen, die angeblich überall ihr Unwesen treiben. Dass Schweizer Schüler an vielen Schulen eine Minderheit sind und wegen ihrer Herkunft von ausländischen *Gspändli* gemobbt werden, ist den Autoren offensichtlich nicht bekannt (schliesslich ist «Vielfalt» gemäss Lehrplan 21 immer «bereichernd» für die Schüler). Und wer bei «éducation 21» «Sensibilisierungsmaterial» über die Gefahren des Linksextremismus sucht, findet gar nichts.

Chefkritiker der Asylpolitik

Betrachtet man den Mitarbeiterstab von «éducation 21», ist das nicht sonderlich erstaunlich. Denn die staatlich besoldete Stelle ist ein Sammelbecken für Leute, die für mehr Entwicklungshilfe, mehr Sozialstaat, weniger Atomstrom und laxere Asylgesetze kämpfen. Gleich mehrere Mitarbeiter sind Aktivisten der Grünen, von Hilfswerken oder von beiden, darunter Christoph Frommherz (Vizepräsident der Grünen Baselland und Mitglied des Vereins «Nie wieder Atomkraftwerke»), Pierre Gigon (ein Aktivist von WWF und Pro Natura) und Fabio Guarneri (WWF-Präsident und GP-Gemeinderat im Tessin). Marianne Gujer, Autorin des oben erwähnten Beitrags zum Thema Wasser, sitzt im Vorstand des Hilfswerks Terre des Hommes.

«Selbstverständlich», meint Jürg Schertenleib dazu, dürften sich seine «Mitarbeitenden in ihrer Freizeit politisch betätigen». Der «éducation 21»-Chef selber ist ein Paradebeispiel für die Verflechtung von linker Hilfswerkslobby und Staat. Von 1996 bis 2007 war er Funktionär der Schweizerischen Flücht-

lingshilfe (SFH), die unter anderem von Amnesty International und Caritas getragen wird und vom Bund jährlich mit 3,7 Millionen Franken alimentiert wird. Als Sprecher und Chefjurist der SFH war Schertenleib Chefkritiker der «unmenschlichen» Schweizer Asylpolitik, die er in Bundesrat Christoph Blocher (SVP) personifiziert sah. So kreierte er 2007 für seine Duzfreunde in der SP-Parteileitung den Slogan «Abzotteln, SVP!», bevor er in die Bildungspolitik wechselte.

Nebenbei präsidiert der Aargauer seit Jahren die Menschenrechtsorganisation Humanrights.ch, eine laut Schertenleib «politisch neutrale» NGO, die «Rassismusopfer» berät (meist Leute, die sich wegen «abschätzigen Blicken» und ähnlichen «Vorfällen» diskriminiert fühlen), gegen die SVP und für den Vorrang professoralen Völkerrechts kämpft. So setzt sich Humanrights.ch im Verein mit der Linken und anderen NGOs wie Amnesty International dafür ein, dass das Privatrecht durch «Antidiskriminierungsgesetze» beschnitten wird; ebenso will man «diskriminierende» Volksentscheide wie das Minarettverbot oder die Ausschaffungsinitiative aus der Verfassung kippen.

Schertenleib versichert gegenüber der *Weltwoche*, dass sein Engagement bei Humanrights.ch nichts mit seiner Tätigkeit bei «éducation 21» zu tun habe. Doch wer auf der Website von «éducation 21» nach Begriffen wie «Menschenrechte» oder «Rassismus» sucht, stösst unweigerlich auf Humanrights.ch. Und selbstverständlich dürfen Organisationen, die mit Humanrights.ch zusammenarbeiten – etwa die Gruppe «Gemeinsam gegen Gewalt und Rassismus», die mit Humanrights.ch ein «Beratungsnetz für Rassismusopfer» betreibt, dank «éducation 21» Schulkinder gegen Rassismus «sensibilisieren».

«Der Stiftungsrat von «éducation 21» ist über mein privates Engagement für Humanrights.ch informiert und sieht darin kein Problem», versichert Schertenleib. Wie sollte es auch anders sein? Im Stiftungsrat von «éducation 21» sitzen neben Lehrgewerkschaftern ausschliesslich Leute, die Schertenleibs Ansichten teilen: Elisabeth Baume-Schneider (SP-Regierungsrätin im Jura), Jean François Steiert (SP-Nationalrat und dort einst «Götti» eines Lobbyisten von Pro Natura), Katia Weibel (WWF) und Carlo Santarelli («Enfants du Monde»). «Die neue Stiftung», sagte «éducation 21»-Präsidentin Baume-Schneider nach deren Gründung, «kann auf kompetente Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie auf wohlwollende Geldgeber zählen.» In der Tat: Die Steuerzahler sind grosszügige Gönner, besonders, wenn sie nicht gefragt werden, ob sie zahlen wollen.

In der nächsten Ausgabe:
Wie sich die NGO-Lobby mit einer «unabhängigen Menschenrechtsinstanz» ein weiteres Machtinstrument und Beschäftigungsprogramm verschaffen will.

Subventionen

Eigene Beweise

Wohin die 17 Millionen für die «Gesundheitsförderung» fliessen.

Eine sprudelnde Geldquelle für linksgrüne NGOs aller Art ist die Stiftung Gesundheitsförderung Schweiz, die sich dank Zwangsbeiträgen der Versicherten «für mehr Gesundheit und Lebensqualität» einsetzt. Letztes Jahr nahm die von SP- und CVP-Politikern dominierte Stiftung 17 Millionen Franken ein, mit denen sie unter anderem die Caritas fütterte. So durfte das linke Hilfswerk, das die angeblich grassierende «Armut» in der Schweiz halbieren will, 745 000 Franken in Empfang nehmen für ein Projekt «zur Förderung der Gesundheitskompetenz armutsbetroffener Menschen».

Ein weiterer wichtiger Player im Kampf für gesunde Bürger ist die *Fédération Fourchette verte*: ein vom jurassischen SP-Politiker Michael Thentz geführter Verein, der sich im Bereich «Verhaltensänderung vom Essen und beim Lebensstil» engagiert. Die «Grüne Gabel» verteilt Labels an Restaurants, die «ausgewogene Mahlzeiten» anbieten, wobei allein die Entwicklung dieses Labels von der Stiftung Gesundheitsförderung mit 250 000 Franken alimentiert wurde. Weiter kassierte die «Gabel» 600 000 Franken für die «Entwicklung eines Labels für ausgewogene Tagesmenüs» und 100 000 Franken für ein «Projekt zur Kennzeichnung von gesundem Fastfood für Jugendliche in der Westschweiz».

Daneben subventioniert die Gesundheitsförderung Dutzende NGOs mit kleineren Beträgen, darunter den «Club der Autofreien» in Zürich, der für «emissionsfreie Mobilität in den Städten» kämpft mit «humorvollen» Strassentheatern, die Jugendliche «sensibilisieren» sollen. Der Nutzen solcher ideologisch motivierter Übungen ist natürlich nicht bewiesen: Weder fahren in Zürich mehr Jugendliche Velo, noch gibt es in der Romandie weniger Dicke. Die Gesundheitsförderer ficht das nicht an. Sie haben ihre eigenen «Beweise». Um ihre Unverzichtbarkeit zu untermauern, haben sie eine Studie anfertigen lassen, die im letzten April publiziert wurde. Und siehe da: Eine Mehrheit der Befragten antwortete auf eine entsprechende Suggestivfrage, dass es klüger wäre, mehr Geld für Prävention als für Behandlungen auszugeben. Anders ausgedrückt: Es muss noch viel mehr Geld her. *Lucien Scherrer*

Unnötige Nachhilfe

Ein neues EU-Gesetz zwingt grosse Unternehmen zu jährlichen Nachhaltigkeits-Berichten. Das Misstrauen der Bürokraten ist überflüssig. Verantwortungsvolle Firmen sind am Markt längst erfolgreicher – auch ohne staatliche Zwänge. *Von Pierre Heumann*

Die neueste Richtlinie aus Brüssel hört sich gut an. Sie klingt sozial, ökologisch und ethisch zugleich. Grosse Unternehmen sind in der Union künftig verpflichtet, Berichte über ihre «Nachhaltigkeit» zu veröffentlichen. Neben den Informationen über Profit oder Geschäftsgang sollen Jahresabschlüsse auch Angaben über die «Corporate Social Responsibility (CSR)» enthalten, also über die gesellschaftliche Verantwortung. Es sei ein «historisches Gesetz», rühmt der britische Euro-Parlamentarier Richard Howitt.

Historisch ist die Richtlinie in der Tat – aber nicht so, wie es der linke Abgeordnete mit Oxford-Abschluss wohl versteht. Als Howitt im Jahre 1999 damit begann, im Europaparlament für sein Gesetz einer sozialrelevanten Buchhaltung zu werben, wurde die Umwelt von vielen Topmanagern noch als freies Gut betrachtet. Es wäre den wenigsten in den Sinn gekommen, aus freien Stücken ihr Verhalten gegenüber Arbeitnehmern, der Atmosphäre oder der Mitwelt in Zahlen zu fassen und zu dokumentieren.

«Klare Umsatzsteigerung»

Doch das war einmal. Clevere Manager haben längst gemerkt, dass sich mit CSR Geld verdienen lässt. So erhielt zum Beispiel Unilever-Chef Paul Polman für seinen Nachhaltigkeitsplan einen Bonus. 42 Prozent der befragten Börsenunternehmen aus elf Ländern binden Gehälter an Nachhaltigkeitsziele, wie Studien zeigen. Firmen wie Intel oder Xcel Energy belohnen ihre Mitarbeiter für die Einhaltung von Umweltzielen. Innerhalb von drei Jahren habe der Chiphersteller seinen Energieverbrauch um 8 Prozent reduziert und die Emissionen um 23 Prozent gesenkt.

Wenn es um nachhaltiges Wirtschaften geht, sind grosse Unternehmen den Bürokraten um einiges voraus. Die italienische Unterwäschekette Intimissimi vergab zum Beispiel an Kundinnen, die beim Kauf eines neuen BHs einen alten zurückbrachten, einen Rabatt. Das Recycling erwies sich als profitabel. Aus dem Füllmaterial der alten BHs wurden Lärmschutz- und Dämmwände produziert. Die Rücklaufquote habe «unglaubliche 40 Prozent» betragen und bescherte Intimissimi eine «klare Umsatzsteigerung», schreibt eine Beratungsfirma, die sich auf CSR-Strategien spezialisiert hat.

Die EU traut Unternehmern aber nicht zu, dass sie ihr Eigeninteresse von sich aus erkennen. Als ob vor ihm noch kein Manager darauf gekommen wäre, meint EU-Kommissar Michel

Barnier über das neue Gesetz: Es sei für die Wettbewerbsfähigkeit Europas und die Schaffung von Arbeitsplätzen «von grösster Bedeutung». Doch Unternehmer sind schon aktiv geworden, bevor die EU das Gesetz über die erweiterte Berichtspflicht verabschiedet hat. Topmanager wissen heute, was nachhaltiges Verhalten bei der Produktion, beim Vertrieb oder bei den Anstellungsbedingungen bedeutet. Sie befolgen es, weil es für das Unternehmen eine Kostenersparnis bringt.

Historisch ist die Richtlinie in der Tat – aber nicht so, wie es der Abgeordnete wohl versteht.

Grüne Technik, weiss das Beratungsunternehmen McKinsey, erobere in grossen Schritten Marktanteile – auch ohne staatliche Zwänge. Die Zahl deutscher Unternehmen, die auf freiwilliger Basis jährliche Nachhaltigkeitsberichte veröffentlichen, sei in den letzten Jahren «ständig gestiegen», heisst es beim Bundesverband der Deutschen Industrie. Der neuen Richtlinie werden zwar lediglich börsennotierte Unternehmen ab 500 Mitarbeitern unterworfen. Aber es bestehe die Gefahr, dass auch auf kleinere Firmen Mehrbelastungen zukommen werden, wenn sie Teil der Wertschöpfungskette sind.

Die EU-Direktive, die jetzt von den Mitgliedern ins nationale Gesetz übernommen werden muss, entspringt einem veralteten Denken. Heute rechnet sich die Umsetzung von CSR-Prinzipien kaufmännisch. Ein Engagement für die Nachhaltigkeit zahlt sich aus, wenn die Unternehmen dabei einen umfassenden Ansatz verfolgen – das zeigt eine Studie aus den USA, die in der Fachzeitschrift *International Journal of Productivity and Performance Management* veröffentlicht wurde. Der positive Effekt des grün-sozialen Engagements sei nach zwei Jahren messbar. Dass sich Ethik und Profit keineswegs ausschliessen, weist auch eine Studie im *Journal of Business Ethics* nach: Zwischen der sozialen Verantwortung eines Unternehmens und dessen Finanzergebnis bestehe ein positiver Zusammenhang. CEOs brauchen deshalb keine Nachhilfe aus Brüssel. Sie entscheiden sozialer als EU-Bürokraten.

Zhihong Wang, Joseph Sarkis: «Investigating the Relationship of Sustainable Supply Chain Management with Corporate Financial Performance», *International Journal of Productivity and Performance Management*, Jg. 62, Nr. 8

Rashid Ameer, Radiah Othman: Sustainability Practices and Corporate Financial Performance: A Study Based on the Top Global Corporations. *Journal of Business Ethics*, Bd. 108, Nr. 1



Lärmschutz mit alten BHs: Recycling-Aktion einer italienische Unterwäschekette.

Spielball der Weltgeschichte

Das Los der Ukraine wurde während Jahrhunderten von fremden Mächten bestimmt: von russischen Zaren, Kaisern in Petersburg und Wien, polnischen Unterdrückern und sowjetischen Imperialisten. Die Spuren der Fremdherrschaft sind bis heute sichtbar. *Von Pierre Heumann*

Die ukrainische Geschichte ist eine Abfolge verpasster Chancen. Wann immer sich die Gelegenheit zu einem eigenen Staat bot, fielen fremde Truppen ein – die Russen, die Habsburger, die Polen. Weil das Gebiet, das sich heute Ukraine nennt, bis 1991 beinahe immer von fremden Mächten besetzt und kontrolliert war, ist die ukrainische Identität komplex, vielschichtig, zerbrechlich. So hat zum Beispiel eine der grossen Städte im Westen des Landes im letzten Jahrhundert vier Mal ihren Namen geändert. Sie hiess, als die Westukraine zum Reich der Habsburger gehörte, Lemberg. Die Polen nannten sie nach der Eroberung Lwów, anschliessend hiess sie – unter den Sowjets – Lwow, bevor sie, nachdem die Ukraine ein unabhängiger Staat geworden war, ihren heutigen Namen Lwiw erhielt.

Als ob man in der Ukraine heute noch nicht so recht wüsste, wohin man gehört, wird die Hauptstadt Kyiv auf den meisten Karten immer noch auf Russisch als Kiew angeschrieben. Die Unsicherheit zeigt sich auch im Umgang mit den kulturellen Helden. Zwar hat die moderne ukrainische Literatur bedeutende Werke hervorgebracht. Aber der allgemeine Leser ist sehr oft vor allem mit Autoren vertraut, die zwar in der Ukraine geboren wurden, aber im Grunde genommen einer anderen Kultur angehören. Dazu zählen zum Beispiel der Pole Joseph Conrad, der Jude Scholem Alejchem und Nikolai Gogol, der seine ukrainische Heimat in vielen Werken auf Russisch beschrieben hat.

Zerrissenheit im Sandwich-Land

Die Zerrissenheit des Landes hängt eng mit der Geografie und der Geschichte Südosteuropas zusammen. Während Jahrtausenden war das Land geprägt von der Grenze zwischen der offenen Prärie und den schützenden Wäldern. Es war den Spannungen im Gebiet des kulturellen Dreiecks römischer Katholizismus, östliche Orthodoxie und Islam ausgesetzt. Kosaken und Osmanen drangen ein und schnappten sich Gebiete.

Auch in den vergangenen zwei Jahrhunderten lag die Ukraine an der Schnittstelle, wo die Interessen des russischen Imperiums und der europäischen Nachbarn aufeinanderprallten, kommunistische und kapitalistische Gesellschaftsordnungen miteinander konkurrierten und, wie jetzt gerade, Russland und die Europäische Union miteinander im Clinch liegen.

Dass das Territorium des Sandwich-Landes auf zwei Imperien aufgeteilt war (wobei die Ukrainer im Westen und im Osten unterschiedliche Erfahrungen machten): Das wirkt sich bis heute aus. Im Osten installierte das Zarenreich ein absolutistisches Unterdrückerregime. Die Russen betrachteten die Ukraine als «kleinen Stamm des russischen Volkes» und verwalteten das Gebiet, als wäre es ein Teil Russlands.

Anders im westlichen Teil der Ukraine: Dort waren die Untertanen der Habsburger vergleichsweise frei. Im Vielvölkerstaat der österreichisch-ungarischen Monarchie durfte sich die ukrainische Kultur stärker entfalten als unter den Russen.

Sowohl die Zaren als auch die Kaiser betrachteten die Ukraine als eine Art Puffer. Der Anspruch auf das Territorium führte denn auch immer wieder zu Spannungen zwischen den Romanows und den Habsburgern. Die Zaren hofften, die von den Wienern gehaltenen Ge-

biete eines Tages erobern und dabei die Zentren des ukrainischen Nationalismus ausräuchern zu können, der, so befürchteten sie, vom Westen in den Osten eindringen könnte.

Unabhängigkeit war für die Ukraine in den vergangenen Jahrhunderten die Ausnahme. Eine Chance ergab sich zwar in den Jahren 1917 bis 1920. Der Zusammenbruch der russischen und österreichisch-ungarischen Imperien erlaubte 1919 die Schaffung eines ukrainischen Staates.

Doch die Begeisterung im Volk, vor allem bei den Bauern, hielt sich in Grenzen. Das nationale Bewusstsein war für sie weniger wichtig als Landreformen und Landbesitz. Weil die junge Regierung dieses zentrale Anliegen nicht erfüllte, wandten sich die Bauern von der ukrainischen Idee ab. In der Republik stritt man sich über die Staatsform: Sollten die Regionen in einem demokratischen Staat Autonomie erhalten? Wollte man eine sozialistische Ukraine? Eine Monarchie? Keine der Ideen konnte sich durchsetzen. Doch die relativ moderaten Politiker im Westen – die Erfahrung im Reich der Habsburger hatte sie mit europäischen Konzepten vertraut gemacht – und die sozialistisch geprägten Ostukrainer fanden keine gemeinsame Sprache.

Die Unabhängigkeit der Republik war nur von kurzer Dauer. Die Ukraine geriet erneut zwischen zwei Fronten und war zu schwach, um diese abzuwehren. Auf der einen Seite erhob Polen Anspruch auf Galizien, also auch auf den östlichen Teil der Ukraine. Auf der anderen Seite sorgten die Bolschewiken für Unruhe.

An der Pariser Friedenskonferenz 1919 konnten die Polen die Alliierten davon überzeugen, dass sich der Kommunismus über die Ukraine ausbreiten würde. Worauf die Unabhängigkeit der Ukraine von den Siegermächten geopfert wurde. Polen durfte die eroberten ukrainischen Gebiete behalten. Der östliche Teil der Ukraine wurde dem Sowjetstaat zugeschlagen.

Eingepfelter Nationalismus

Der ausländische Einfluss – hier polnisch, dort sowjetisch – hat dem Land bis heute den Stempel aufgedrückt. Die Russen unternahmen gewaltige Anstrengungen, um die Ukraine zu industrialisieren, und banden sie eng an sich. Sie zogen zu Tausenden in die Ukraine, wo sich ihnen neue Chancen und Möglichkeiten eröffneten, etwa um Fabriken aufzubauen und zu führen. So eng waren die Beziehungen,



Ukrainer im Kremel: Chruschtschow (1953–64)...



...und Breschnjew (1964–82).



Die Hoffnungen wurden enttäuscht: Ukrainer feiern ihre Unabhängigkeit nach der Auflösung der Sowjetunion, 1991.

dass es Ukrainer in Moskau bis an die Spitze der Macht schafften – zum Beispiel Nikita Chruschtschow oder Leonid Breschnjew.

Die Polen vernachlässigten hingegen ihren Teil der Ukraine; das Land behielt seinen traditionellen Agrarcharakter bei. Die Wirtschaft wurde zudem durch Benachteiligungen der Exporte behindert. Die Unterdrückung hatte ungewollte Konsequenzen. Die rechtsnationale Bewegung hatte heftigen Zulauf. Kriegsveteranen, verarmte Bauern, arbeitslose Ukrainer setzten auf den Nationalismus und auf das Dritte Reich und knüpften an Traditionen aus der Habsburger Zeit an, als Wien ihnen ukrainischen Nationalismus eingepflicht hatte.

Dieser erwies sich als langlebig. Bis heute stammen ukrainische Nationalisten überwiegend aus dem Westen des Landes. Sie widerstanden sich zunächst der polnischen Herrschaft, kämpften im Untergrund, verbrannten polnische Gutshöfe und ermordeten einen polnischen Minister. Als die Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg diese westukrainischen Gebiete übernahm, war sie mit massivem Widerstand konfrontiert, den sie erst in den fünfziger Jahren niederschlagen konnte.

Dass die Ukraine nach der Implosion der Sowjetunion 1991 ein unabhängiger Staat wur-

de, war für die Russen ein schmerzlicher Schock. Der Verlust bedrohte Russlands Position als Grossmacht und schadete der Wirtschaft, der es eh schon schlecht ging. Rund elf Millionen Russen, die in der Ukraine lebten, wurden von ihrer Heimat abgeschnitten. Die Beziehungen zwischen Moskau und Kiew, das sich anfänglich am Westen ausrichtete, waren deshalb von Anfang an gespannt.

Im Geiste von Katharina II.

Das regionale Ungleichgewicht in der Ukraine – die internen Spannungen zwischen dem prowestlichen Westen und dem prorussischen Osten des Landes – sah Moskau dann aber als



«Meine Tür ist immer offen, Mirjam. Kann das mal jemand reparieren?»

Chance, um zu intervenieren. Aus russischer Sicht ist das nichts anderes als die Korrektur einer historischen Fehlentwicklung. Das hat mit der Krim angefangen, und niemand weiss derzeit, wo es aufhören wird. Was Katharina II. am Ausgang des 18. Jahrhunderts über das Ende des Kosakenstaats und über die Eingliederung der Ukraine sagte, gilt in den Augen der Russen noch heute: «Ich habe wiedererlangt, was uns weggerissen wurde.»

Auch wenn der mächtige Nachbar im Osten nicht wäre: Weil ukrainische Regierungen die Zeit nicht genutzt haben, um staatliche Strukturen aufzubauen, bleibt die Ukraine zerbrechlich. Zudem macht sich Enttäuschung breit. Die Hoffnungen, dass die Unabhängigkeit mehr Wohlstand bringen würde, haben sich nicht erfüllt. Kiew verweigerte sich Reformen, die Regierung steuert auf den Bankrott zu. «Wir brauchen mehr als zwanzig Jahre, um unsere Gesellschaft zu demokratisieren und zu modernisieren», sagt der junge Historiker Denis Doroveiev, «die Frage ist bloss, ob wir so viel Zeit haben.»

Keith Darden: How to Save Ukraine. Why Russia Is Not the Real Problem. In *Foreign Affairs*, 14. April, 2014
 Orest Subtelny: Ukraine. A History. 2009
 Serhy Yekelchuk: Ukraine. Birth of a Modern Nation. 2007

«Ein geradezu unheimlicher Instinkt»

Der Shakespeare-Gelehrte Stephen Greenblatt schlüpfte für eines seiner Bücher einst in die Rolle des britischen Dramatikers, der in diesen Tagen 450 Jahre alt geworden wäre. Im Gespräch erklärt der Historiker die phänomenale Weitsicht Shakespeares. Von *Christine Brinck*

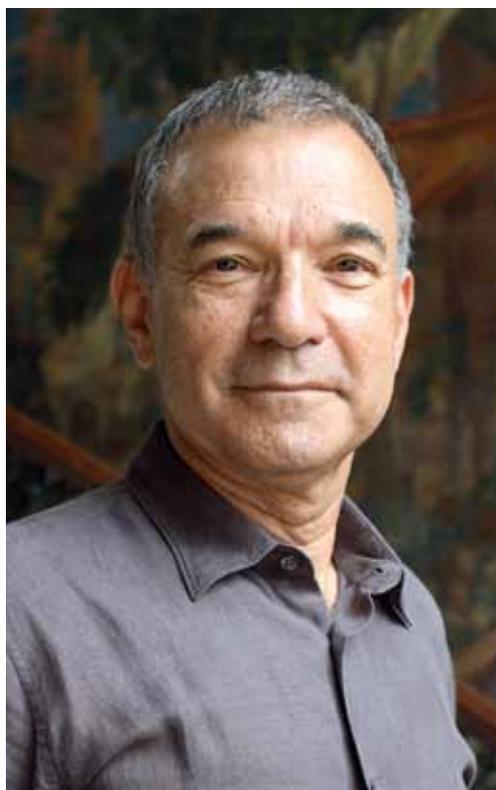
Stephen Greenblatt (62) ist so etwas wie Mr Shakespeare. Nicht nur schrieb er den Bestseller «Will in the World: How Shakespeare became Shakespeare», er ist auch der Herausgeber des «Norton Shakespeare», des amerikanischen Gegenparts zum «Oxford Shakespeare», und legte schon 1992 «Shakespearean Negotiations: The Circulation of Social Energy» vor und 2002 «Hamlet in Purgatory».

Der Spezialist fürs elisabethanische Zeitalter ist der Mitbegründer der literaturkritischen Schule des neuen Historismus. Er studierte in Yale und promovierte auch dort, machte ein paar akademische Grade in Cambridge, England, und lehrte von 1972 bis 2002 in Berkeley. Seit 2002 ist er Professor in Harvard.

Greenblatt braucht morgens seinen Dauerlauf. Abends wird er einen Vortrag in der Münchner Siemens-Stiftung halten und vorher noch in der Universität vorbeischauen. Er kommt den Weg vom Nymphenburger Schloss bis zum Ende des Nymphenburger Kanals zu Fuss. Der Literaturprofessor trägt einen langen Mantel und eine Wollmütze. Auch als er sie abgelegt hat, ähnelt er Shakespeare nicht im Mindesten, und doch hat er versucht, für ein dickes Buch lang in dessen Haut zu schlüpfen. Stephen Greenblatt lässt sich gutgelaunt am Esstisch nieder. Er trinkt Kaffee, isst ein Brötchen und ist sichtlich glücklich, wenn er von Harry, seinem jüngsten Sohn, spricht.

Professor Greenblatt, niemand ausser vielleicht Al Pacino in «Looking for Richard» ist so in Shakespeares Haut geschlüpft wie Sie in «Will in the World». Sagen Sie uns zu seinem Geburtstag am 23. April: Woher wusste er von uns, was sind seine Tricks, die uns das Gefühl geben, er spreche zu uns Heutigen ebenso wie weiland zu seinen Zeitgenossen?

Nun, das ist leichter gefragt als beantwortet. Shakespeare zerbrach sich im ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhundert den Kopf darüber, aus welchen Adern beim Öffnen das Blut wohl am heftigsten pulsieren würde. Und so begann er, über Schwarze nachzudenken, über Juden, über widerspenstige und schwierige Frauen. Es ist einfach unglaublich: Vor vierhundert Jahren hielt er diese Themen für interessant genug, um mit ihnen zu-



«Ständige Neuerung»: Historiker Greenblatt.

spielen. Er hatte einen geradezu unheimlichen Instinkt für das, was die seismischen Verwerfungen in der Kultur sein würden. Es stellte sich heraus, dass sie für eine sehr lange Zeit gelten sollten. Doch war, was er ansprach, nicht nur dauerhaft interessant, da war noch mehr: Shakespeare liebte die Ursachen der Angst, er stocherte gerne in Dingen herum. Aber das verstärkt nur Ihre Frage...

Gibt es etwa keine Antwort?

Es gibt keine einfache Antwort. Meistens hört man: Shakespeare wusste, dass die Zeit

«Wenn man bei Shakespeare etwas wegnimmt, ruiniert man ihn nicht.»

universell ist wie das menschliche Leben. Das ist genau, was die Leute in der Generation vor ihm dachten. In den *morality Plays* kommt das in so universellen Titeln wie «Jedermann» und Charakteren wie dem Geiz oder dem Tod zum Ausdruck. Shakespeare ging genau andersherum vor. Um Sie oder mich vierhundert Jahre später oder erst mal die nächsten Generationen zu er-

reichen, drang er immer tiefer in das individuelle Leben ein: Hamlet, – nicht Jedermann, Jago, – nicht Bosheit, hiessen die Charaktere, sie waren identifizierbare, einzigartige Menschen. Diese Idee war intuitiv nicht so offensichtlich, auch nicht, wenn man darauf spekulierte, Menschen 400 Jahre später zu erreichen.

Hat denn Shakespeare überhaupt in solchen Zeiträumen gedacht?

Ob er als Dramatiker diese Vorstellung hatte, weiss ich nicht, aber als Dichter hatte er sie definitiv. Zumindest, wenn man den Sonetten glauben kann. Er war überzeugt, dass sie Monumente für die Ewigkeit seien, dass sie zumindest eine sehr, sehr lange Zeit Bestand haben würden. Bei den Dramen hat er sich gedacht: Ich will unerwartete literarische Formen erfinden, Formen, die es in sich haben, sich immer wieder zu erneuern. Sie würden nicht für die Ewigkeit sein, sondern ständig offen für Erneuerung.

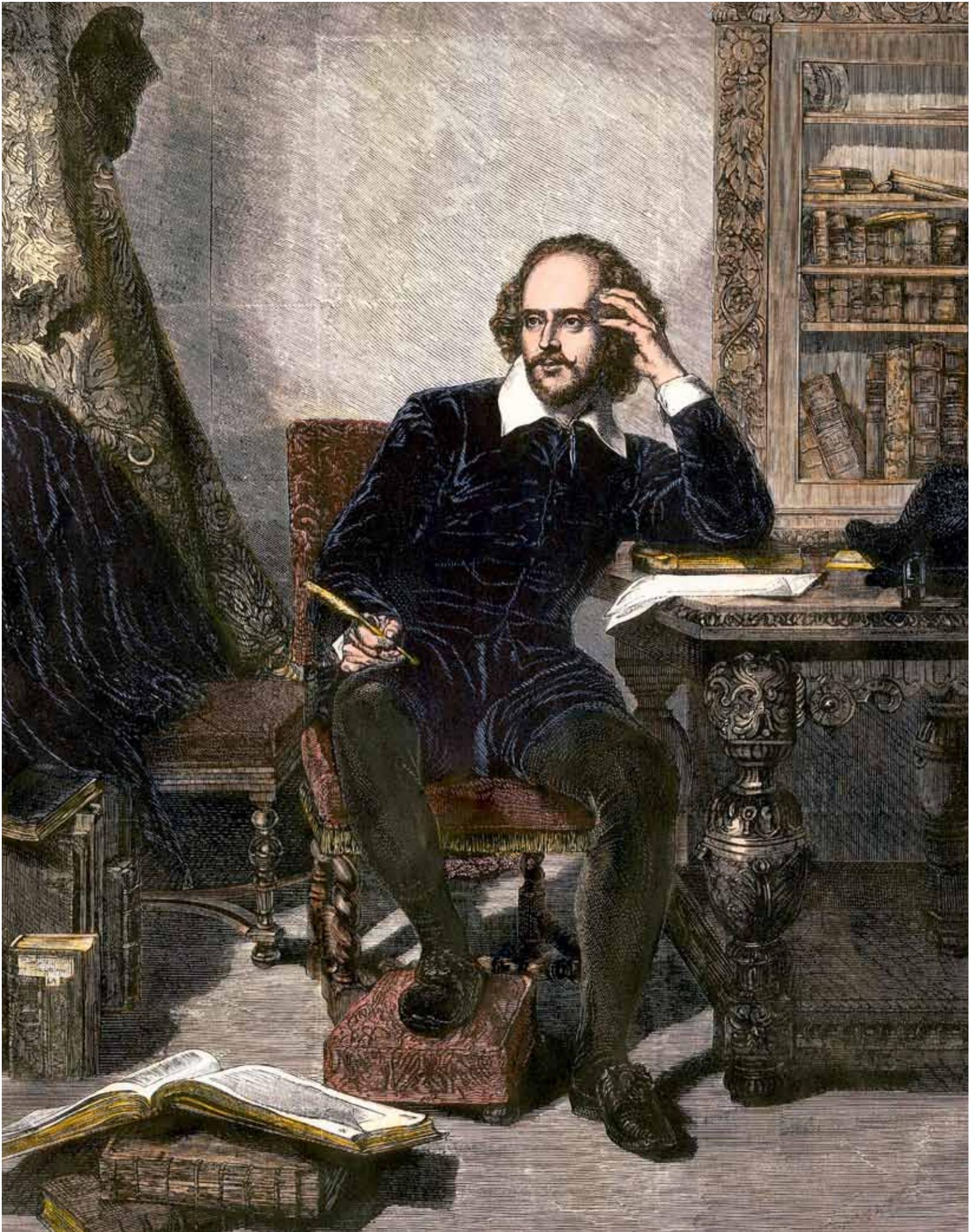
Woher kam diese doch recht ungewöhnliche und moderne Tendenz, Dinge wieder aufzugreifen?

Es ist typisch für Shakespeare, dass er meist versucht hat, mehr zu schreiben, als man an einem herkömmlichen englischen Nachmittag schafft, will sagen, er schrieb mehr, als seine Theatertruppe nutzen konnte. Er erwartete von der Truppe, dass sie den Text kürzt, trimmt und neu orientiert. Nehmen Sie doch nur die unterschiedlichen Texte von «Hamlet», sie zeigen ganz klar, dass da ein ständiges *cut and paste*, ein Streichen und Einfügen, stattfand, je nach Ort und Zeit der Aufführung und des Publikums.

Das klingt, als sei Shakespeares dramatische Form total flexibel?

Vom Standpunkt der Form waren seine Dramen komplett verrückt. Sie sind nicht Corneille oder Racine. Nicht Santa Maria Novella in Florenz. Wenn man ein Element aus ihrer Fassade nimmt, ruiniert man das ganze Ding. Nicht so bei Shakespeare, wenn man bei Shakespeare etwas wegnimmt, ruiniert man ihn nicht. Er hat dieses merkwürdig Raumgreifende. Lear ist unmöglich, ganz zu schweigen von Cymbeline oder Pericles, die wahnsinnig sind, aber fantastische Vehikel zur ständigen Neuerung.

Wie ist es möglich, dass er zu seiner Zeit ebenso wie heute seinen Appeal für die da



«Ursachen der Angst»: Dichter Shakespeare, Illustration aus dem 19. Jahrhundert.



«Monumente»: Pacino als Richard III.



«Wörterhaufen»: Verdi-Oper «Macbeth».



«Geld»: «Sommernachtstraum» als Ballett.



«Schamane»: DiCaprio in «Romeo and Juliet».

oben wie für die da unten behalten hat. Corneille und Racine sind ja nicht gerade Lieblinge des Volkes gewesen. Was war sein Trick, um für alle Schichten attraktiv zu sein?

Nun, es war der Trick der Notwendigkeit: Shakespeare musste Geld verdienen. Er hat ja nicht Dramen für die Universität oder den Hof geschrieben, auch wenn er vom Hof beschützt und finanziell gestützt wurde. Die Theatersaison bei Hofe war viel zu kurz, hätte es nur sie gegeben, wäre er verhungert. Er und seine Truppe mussten Geld verdienen, und das ging nur mit einem grossen, sehr breit gefächerten Publikum.

Dem Laien erscheint Shakespeares Sprache schwierig. Konnten denn die weniger Gebildeten diese Sprache überhaupt verstehen?

Shakespeare hatte ein obsessives Verhältnis zur Sprache. Er liebte seinen Wörterhaufen, *word horde*, wie das im Mittelalter hiess. Und er hatte einen aussergewöhnlich grossen Wortschatz, war aber immer sehr bedacht, zu erklären, was er meint. Nehmen wir das Beispiel aus Macbeth, wo in Akt 2,2 der Titelheld sich fragt, ob das Wasser des Ozeans ausreicht, das Blut von

seiner Hand zu waschen, und selbst antwortet: «No, this my hand will rather the multitudinous seas incarnadine. Incarnadine!» Keiner wusste damals, was es bedeutete. Es kommt aus dem Lateinischen, und Shakespeare erklärt es in der nächsten Zeile: «making the green one red» (das grüne Meer blutrot färben). Ein typischer Shakespeare-Trick: Er hat immer ein grosses Fünf-Dollar-Wort parat, aber gleichzeitig auch die 25-Cent-Erklärung.

«Er hat immer ein grosses Fünf-Dollar-Wort parat, aber gleichzeitig auch die 25-Cent-Erklärung.»

Zeigt das nicht, dass er auch ein grandioser Praktiker der Bühne ist?

Richtig, und noch etwas: Zum einen wusste er, dass die Elite gar nicht so gebildet ist, wie sie denkt. Zum anderen, dass die vulgären Massen ein tieferes Verständnis aufbringen können, als man denkt. Es ist darum kein Zufall, dass die ausgeklügeltesten Charaktere bei Shakespeare die philosophisch subtilsten Figuren sind, wie etwa Feste in «Twelfth Night». Der Narr ist sehr häufig die Quelle höchst scharfsinniger und komplexer An-

sichten. Das passt gut zu Shakespeares Einstellung, dass Intelligenz auf der Welt nicht entsprechend den Universitätsdiplomen verteilt ist.

Shakespeare war nicht gerade ein Oxford-Zögling ...

Das macht mich ja so verrückt an der ganzen dummen Debatte, laut der jemand anders die Stücke geschrieben hat. Dahinter steht fast immer der Wunsch, dass jemand mit einem höheren akademischen Grad von Oxford oder Cambridge der Autor gewesen sein soll. Das ist vulgär. Shakespeares Leistung und die seiner Stücke ist, dass für ein Verständnis gerade keine zertifizierte Gelehrsamkeit nötig ist. Man darf auch nie vergessen, dass Shakespeare wunderbar gebildet und von unglaublicher Intelligenz war.

Wenn Sie über Shakespeare schreiben wie in «Will in the World» oder Auskunft geben wie jetzt hier, klingt das immer so, als kennen Sie ihn wie einen Bruder. Wie finden Sie so viel Nähe zu dem Barden angesichts seiner spärlichen Biografie?

Meine Kritiker sagen, ich hätte viel zu viel herumspekuliert. Aber wie hätte ich es denn sonst machen sollen? Man kann den Schrank öffnen und darin ein Skelett finden. Okay, ich wollte wenigstens herausfinden, ob mir die Illusion von ein bisschen Fleisch und Blut gelingen würde. Und um das zu erreichen, muss man spekulieren und das Risiko auf sich nehmen, dass man unter Umständen wie ein Idiot dasteht.

Nun, als Idiot stehen Sie ja nicht gerade da, Sie haben mit einem Buch voller Konjunktive einen Bestseller geschafft: hätte, könnte, würde ...

Klar, ich vertusche ja nicht die Tatsache, dass ich spekuliere, das Buch arbeitet mit der Konstruktion spekulativer Momente. Ich habe Dinge gemacht, die man als seriöser Akademiker nicht tun sollte. Ich habe in der ersten Person geschrieben, ich habe seinen Namen so und so oft hingekritzelt, um zu fühlen, wie es sich anfühlt, diesen Namen zu schreiben. Ich hoffe, das Buch hat dennoch genügend Integrität und wissenschaftliche Disziplin.

Und doch muss ich noch einmal fragen: Was ist das Geheimnis von Shakespeares fast ungebrochener Faszination für die Menschen in fast allen Ländern? Ihr Buch war ein Bestseller, zwei neue, umfangreiche Biografien sind gerade erschienen, es gibt «Shakespeare for Dummies» und sogar «No Fear Shakespeare». Es gibt diverse Verfilmungen seiner Dramen und sogar einen Oscar-prämierten Film über ihn. Woher dieser Erfolg?

Der Umstand, dass es «Shakespeare for Dummies» gibt, zeigt, dass er kanonisch ist, irgendwie sollte man ihn verstehen, ken-

nen, lesen können. Was interessanter ist: Warum wollen Teenager ohne Angst und ohne die Sorge, als Dummköpfe dazustehen, Leonardo DiCaprio und Claire Danes als Romeo und Julia sehen? Die Antwort darauf und auf die Frage nach der nicht versiegenden Faszination ist, dass Shakespeare dich trotz der enormen zeitlichen Entfernung, trotz der Veränderungen der menschlichen Natur und der Sprache erreicht. Und das gelingt ihm immer wieder bei einer grossen Zahl von Menschen, sei es in einer Schulaufführung von «Ein Sommernachtstraum» oder im grossen Theater. Und jedes Mal ist es, als ob er direkt zu einem spräche. Es ist, als öffnete man einen Brief von einem toten Mann, er ist lange tot, aber er weiss deinen Namen. Und du fragst dich: «Wer ist dieser Typ, der mich so gut kennt, der mir diesen Brief geschrieben hat?» Und von jemandem, der einen so genau kennt, will man mehr wissen.

Ist das die Antwort auf die Frage nach seinem Geheimnis?

Er ist ein Magier oder, mehr noch, ein Schamane, dem es gelingt, die Menschen so persönlich anzusprechen, wie es einem Geist nur gelingen kann.

Sie sind ihm so nahegekommen – hat Sie überrascht, was Sie gefunden haben?

Ich habe viel über Shakespeares Grosszügigkeit nachgedacht, wie sie sich in seinem Werk darstellt, seine fantastische, fantasievolle Grosszügigkeit, und überrascht hat mich, dass es in seinem wirklichen Leben keinen Nachweis von Grosszügigkeit gibt. Sein Testament etwa hat davon gar nichts. Mir scheint, da ist eine fast schmerzliche Lücke zwischen dem, was er hören und schreiben konnte, und dem, was er gelebt hat.

«Intelligenz ist auf der Welt nicht entsprechend den Universitätsdiplomen verteilt.»

Diese mangelnde Grosszügigkeit im Leben klingt ja fast langweilig ...

Shakespeare muss, auch wenn ich dafür keine Belege habe, wild entschlossen gewesen sein, nicht ins Gefängnis zu kommen. Das ist interessant, weil diese Vorsicht etwas ausgesprochen Langweiliges produziert haben könnte. Immerhin war Johnson im Knast, Marlowe wurde ermordet und hat Zeit im Gefängnis verbracht, Kyd war auch im Gefängnis, sie alle hatten immer irgendetwas ausgefressen. Obwohl er in der Öffentlichkeit stand und Stücke schrieb, wurde Shakespeare, so weit wir wissen, nie verhaftet. Was heisst das? Er hat offenbar sehr ge-

nau begriffen, wie er tun konnte, was er tun wollte und gleichzeitig jeder Bestrafung zu entgehen, indem er sich jeder Kontrolle entzog. Ich glaube, es war die Strategie seines Lebens, und er hat sie erfolgreich angewendet.

So wie den Unterschied zwischen seiner nahezu modernen Einfühlung in Frauen und der Behandlung seiner eigenen Frau?

Er hatte die unerhörte Gabe, zuzuhören und wahrzunehmen, und er will immer die Wahrheit durch die menschliche Erfahrung darstellen. Doch seiner Frau vermachte er nur sein *second best bed*.



Stephen Greenblatt

Will in der Welt. BVT, 512 S., Fr. 17.90



FM 93.6 **RADIO 1** DIE WELTWOCH



ROGER G E G E N ROGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM RESTAURANT LINDE, BADENERSTRASSE 2 IN WEINGEN
5. MAI 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR
EINTRITT CHF 15.- INKL. WELCOME-DRINK
NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).



Linde Weingen
Restaurant · Catering



Wundtinktur für strapazierte Männerblicke: Audrey Hepburn, 1955.



Exquisite Coolness

Von Daniele Muscionico

Wer hat sie erfunden? Das Rehaug im Arbeiterhemd, die Kurzhaar-Turteltaube – der Schönheit ikonischer Widerspruch? Dieses Wesen ist eine Inszenierung ist eine Inszenierung ist eine Inszenierung. Um nicht zu sagen: eine Erfindung – womit sich der Kreis wieder schliesst und man keinen Erkenntnis-schritt weiter ist.

Audrey Hepburn, 1955 in Hollywood, auf der Höhe ihres Ruhms und Erfolgs als Wundtinktur für strapazierte Männerblicke, die unter den Erwartungen litten, die die Sexdroge namens Marilyn Monroe in die Schlafzimmer aller Herren Länder zerstäubte. Hier war die Antwort, eine MM für Sexallergiker sozusagen, und alles war wieder gut: Audrey Hepburn, das Kindwesen, anspruchslos in der Haltung, bedenkenfrei in der Wirkung. Das Unschuldslamm mit Unschuldstauben. So inszenierte sie Hollywoods Porträtikone, Philippe Halsman. Der Lette in New York galt als Meister der *Mise en Scène*, und wer nachzählt, kommt zur Feststellung, dass er es war, der die meisten Titelblätter für *Life* fotografierte, das damals wegweisende, meinungsbildende Magazin. Über hundert waren es.

Ohne Halsman, Fotokünstler und Seelenverwandter von Salvador Dalí, keine Hepburn also? Das allerdings wäre eine verwegene Behauptung. Denn noch wichtiger in der Legendenbildung der Schauspielerin war Hubert de Givenchy, der französische Modedesigner. Er kreierte den Look, für den die Hepburn heute den Unsterblichkeitsstatus besitzt. Givenchy erfand ihre klare, schlichte Modelinie bei weiblicher Eleganz, das kleine Schwarze, Ballerina, bis heute hilfreiche Dinge in einem Frauenleben voller Stolpersteine.

Die Erfindung «Hepburn», gemacht von einem Modezaren, ins Bild gesetzt von einem visuellen Hasardeur. Ihre Nachahmerinnen sind noch immer zahllos, denn diese Lady ist cool. Das behauptet zumindest eine Fotoausstellung, die jetzt mit grosser Geste die hundert «coolsten» Amerikaner des zwanzigsten Jahrhunderts versammelt. Allen voran Miles Davis, Madonna, Steve McQueen, Kurt Cobain und also auch Audrey Hepburn – in just dieser, in Halsmans Inszenierung. Wer hat «Coolness» als Obsession erfunden? Amerika. Doch Europa hat nachgelegt mit dem Wort «Zeitgeist». Cool zu sein, ist längst uncool. Die Fantasie, cool sein zu müssen – ein Zeitgeist-Phänomen. Cool, diese Einsicht? Nein, geil.

American Cool: National Portrait Gallery, Washington, bis 7. September. **Philippe Halsman, «Astonish me!»:** Musée de l'Élysée, Lausanne, bis 11. Mai.

García Márquez trifft Hemingway

Zum Tod von *Gabriel García Márquez* drucken wir einen Text ab, den der kolumbianische Literaturnobelpreisträger über sein amerikanisches Vorbild schrieb.

Ich erkannte ihn sofort an jenem regnerischen Frühlingstag 1957 in Paris, als er mit seiner Frau Mary Welsh auf der anderen Seite des Boulevard Saint-Michel in Richtung Jardin du Luxembourg unterwegs war. Er trug eine abgewetzte Cowboyhose, ein kariertes Hemd und eine Baseballmütze. Das Einzige, was fremd an ihm aussah, war die winzig kleine, runde Nickelbrille, die ihm etwas verfrüht Grossväterliches gab. Er war gerade neunundfünfzig geworden, korpulent und unübersehbar, vermittelte aber nicht den Eindruck enormer Kraft, wie es ihm zweifellos gefallen hätte, denn er hatte schmale Hüften, und die Beine, die in klobigen Schuhen steckten, waren ein wenig dünn. Inmitten der Kioske mit gebrauchten Büchern und des jugendlichen Stroms von der Sorbonne wirkte er so lebendig, dass man sich kaum vorstellen konnte, dass ihm nur noch vier Jahre bleiben würden.

Für den Bruchteil einer Sekunde war ich, wie so oft, hin- und hergerissen zwischen meinen beiden widerstreitenden Rollen. Ich wusste nicht, ob ich ihn um ein Interview bitten oder ob ich die Strasse überqueren und ihm meine uneingeschränkte Bewunderung erklären sollte. Beides wäre für mich mit einem grossen Problem verbunden gewesen. Ich sprach damals, wie heute, ein nur sehr rudimentäres Englisch und war mir nicht sicher, wie weit sein Stierkampf-Spanisch reichte. Und so tat

ich weder das eine noch das andere, sondern legte beide Hände an den Mund und schrie, wie Tarzan im Dschungel, «Maeestro!» zur anderen Strassenseite hinüber. Ernest Hemingway, dem klar war, dass es in der Menge der Studenten keinen zweiten Meister geben konnte, drehte sich um, hob die Hand und rief mir mit sehr kindlicher Stimme auf Spanisch «Adioos, amigo!» zu. Es war das einzige Mal, dass ich ihn gesehen habe.

Ich war zu jener Zeit ein achtundzwanzigjähriger Journalist, hatte einen Roman veröffentlicht und in Kolumbien einen Literaturpreis bekommen, trieb mich aber ziellos in Paris herum. Meine grossen Vorbilder waren die beiden nordamerikanischen Schriftsteller, die so gut wie nichts verband. Ich hatte alles gelesen, was bislang von ihnen veröffentlicht worden war, aber nicht als einander ergänzende Lektüre, sondern, im Gegenteil, als eigenständige und einander geradezu ausschliessende Formen von Literatur. Der eine war William Faulkner, den ich noch nie gesehen hatte und der in meiner Vorstellung nur als der hemdsärmelige Farmer mit den beiden weissen Hündchen existierte, wie er auf dem bekannten Porträt von Cartier-Bresson erscheint. Der andere war jener Mann, der mir gerade von der anderen Strassenseite einen Gruss zugerufen und mir das Gefühl vermittelt hatte, dass etwas in meinem Leben geschehen war, etwas Bleibendes.



Brillant, aber kurzatmig: Autor Hemingway vor seinem Landhaus auf Kuba, 1940.

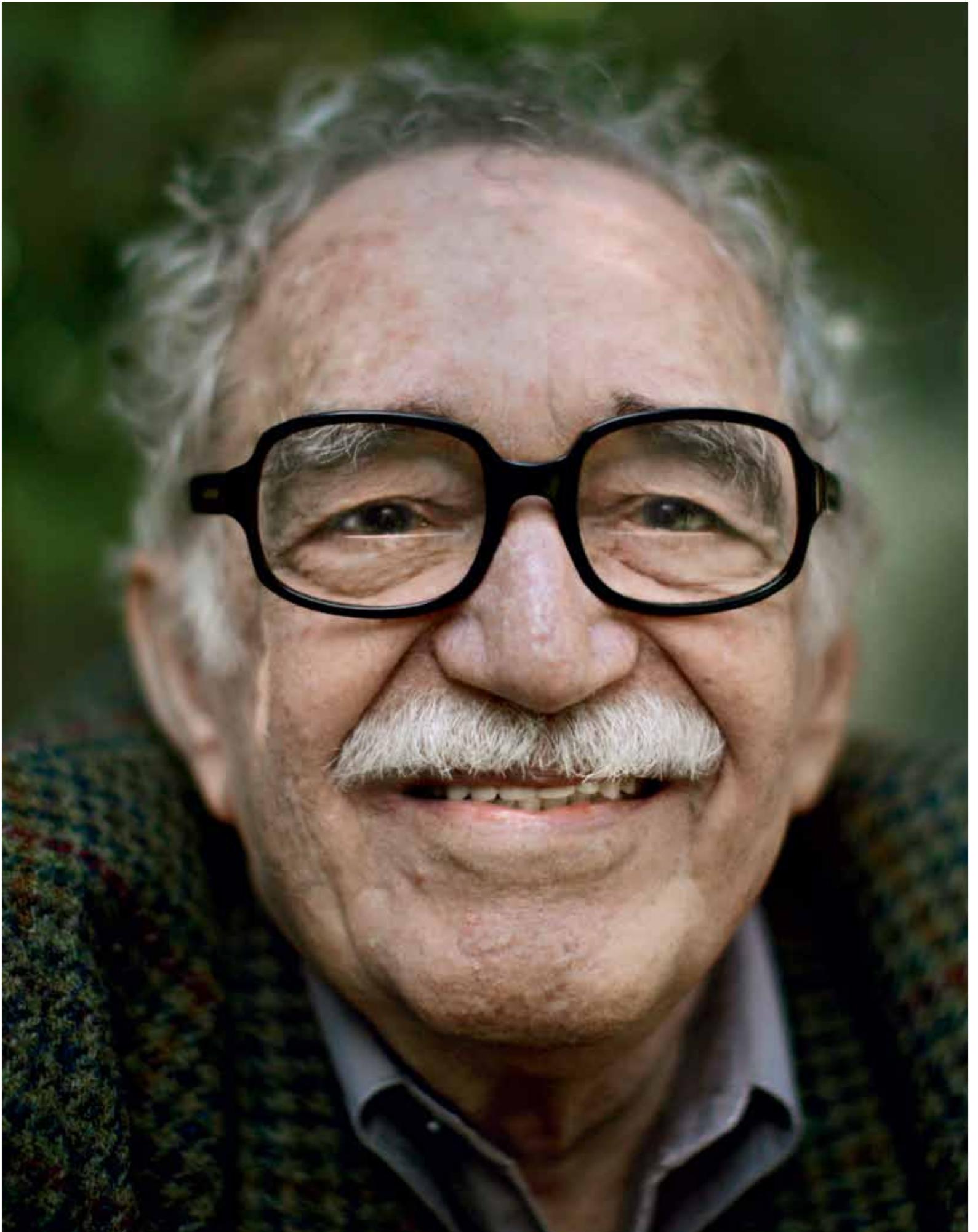
Ich weiss nicht, von wem der Ausspruch stammt, dass Schriftsteller die Romane anderer nur lesen, um herauszufinden, wie sie geschrieben sind. Ich glaube, das stimmt. Wir geben uns nicht damit zufrieden, dass die Geheimnisse, von denen wir lesen, am Ende aufgeklärt werden. Wir stellen das Buch auf den Kopf, um die Nähte zu finden. Ich weiss auch nicht warum, aber wir zerlegen es in seine Grundbestandteile und fügen es wieder zusammen, sobald wir die Mysterien seines innersten Uhrwerks verstanden haben. Bei Faulkner ist das frustrierend, weil er nicht organisch vorgeht, sondern blind durch seine biblische Welt läuft, wie eine Ziegenherde in einem Porzellanladen. Wenn es einem gelungen ist, eine Seite von ihm zu zerlegen, hat man das Gefühl, die Sprungfedern und Schrauben unmöglich wieder zu einem Ganzen zusammensetzen zu können.

Die besten Ratschläge für das Schreiben

Hemingway dagegen, weniger inspiriert, weniger leidenschaftlich und weniger verrückt, jedoch von eindrucksvoller Strenge, lässt die Schrauben offen sichtbar, wie bei einem Güterwaggon. Vielleicht deshalb ist Faulkner ein Schriftsteller, der meine Seele berührt, während Hemingway vor allem mit meinem Beruf zu tun hat – nicht nur wegen seiner Bücher, sondern auch wegen seiner bemerkenswerten Erkenntnisse über die technischen Aspekte des Schreibens. In seinem historischen Interview mit George Plimpton im *Paris Review* erklärte er, dass – im Gegensatz zu dem romantischen Bild des Schriftstellers – materielle Sicherheit und Gesundheit dem Schreiben förderlich sind; dass eine der Hauptschwierigkeiten des Schriftstellers darin besteht, immer die richtigen Wörter zu finden; dass man, wenn einem das Schreiben schwerfällt, seine eigenen Bücher lesen sollte, um sich in Erinnerung zu rufen, dass es schon immer schwer war; dass man überall schreiben kann, solange man nicht von Besuchern und Anrufen gestört wird, und dass journalistische Arbeit den Schriftsteller keineswegs ruiniert, wie oft behauptet wird, solange man sich möglichst bald wieder der eigenen Arbeit zuwendet. «Wenn Schreiben das grösste Laster und das grösste Vergnügen geworden ist», sagte er, «wird es nur durch den Tod beendet.»

Und schliesslich wies er darauf hin, dass man die Arbeit des Tages erst dann beiseitelegen sollte, wenn man weiss, wie es am nächsten Tag weitergeht. Ich glaube, es gibt keine besseren Ratschläge für das Schreiben. Sie sind, nicht mehr und nicht weniger, das vollkommene Mittel gegen das grösste Schreckgespenst des Schriftstellers: morgens vor einem leeren Blatt Papier zu sitzen.

Hemingway zeigt in all seinen Werken, dass er brilliant, aber kurzatmig war. Das versteht man sofort. Eine innere Spannung wie die



«Voller Zuneigung»: Schriftsteller Márquez, 2010; er verstarb am 17. April 2014.

seine, die einer so strengen Technik unterliegt, ist in der unberechenbaren Weite eines Romans nicht aufrechtzuerhalten. Das war seine Natur, und sein Fehler war es, dass er seine Beschränkungen überwinden wollte. Deshalb ist alles Überflüssige bei ihm auch viel sichtbarer als bei anderen Schriftstellern. Seine Romane ähneln überdimensionierten Erzählungen, die viel zu viel enthalten. Dagegen sind seine Erzählungen eben deswegen so meisterhaft, weil sie den Eindruck erzeugen, als fehle etwas, und genau darin liegt ihr Geheimnis und ihre Schönheit. Jorge Luis Borges, einer der grössten Schriftsteller unserer Zeit, hat die gleichen Beschränkungen, aber er ist so klug, sie nicht überwinden zu wollen.

Francis Maccombers einziger Schuss auf den Löwen verrät nicht nur als Jagdleitung sehr viel, sondern auch als Resümee der Kunst des Schreibens. In einer seiner Erzählungen schrieb Hemingway, dass ein Stier, nachdem er knapp am Matador vorbeigestürzt war, zurückkehrte «wie eine Katze, die um die Ecke schleicht». In aller Bescheidenheit würde ich sagen, dass diese Beobachtung eine jener inspirierten Dummheiten ist, die nur von den grössten Schriftstellern kommen können. In Hemingways Werken wimmelt es von solchen einfachen und verblüffenden Beobachtungen, die seine Definition des Schreibens zum Ausdruck bringen: dass der Text, wie ein Eisberg, nur dann ein gutes Fundament hat, wenn er von sieben Achteln seines Volumens unsichtbar getragen wird.

Diese handwerkliche Auffassung ist fraglos der Grund, warum Hemingway nicht mit seinen Romanen Ruhm erlangen wird, sondern mit seinen strengeren Erzählungen. Im Zusammenhang mit «Wem die Stunde schlägt» bemerkte er einmal, dass er für das Buch keinen Plan gehabt, sondern die Geschichte jeden Tag einfach fortgeschrieben habe. Er hätte das nicht sagen müssen, es ist offensichtlich. Seine spontan inspirierten Erzählungen dagegen sind makellos. Wie die drei, die er an einem Nachmittag im Mai in einer Madrider Pension schrieb, als ein Stierkampf zum Fest von San Isidro wegen Schneetreibens abgesagt werden musste. Diese Erzählungen – «Die Killer», «Zehn Indianer» und «Heute ist Freitag» – sind allesamt meisterhaft. Und die Erzählung, die sein Können am stärksten zum Ausdruck bringt, ist eine seiner kürzesten – «Katze im Regen».

Die Sinnlosigkeit des Sieges

Ich finde (auch wenn das vielleicht als Ironie missverstanden werden könnte), dass sein reizvollstes und menschlichstes Werk dasjenige ist, mit dem er am wenigsten Erfolg hatte – «Über den Fluss und in die Wälder». Es ist, wie er selbst bemerkte, etwas, was als Erzählung begann und sich dann im Mangrovendschungel eines Romans verlor. Bei einem handwerklich so erfahrenen Schriftsteller sind die vielen strukturellen Risse und technischen Fehler



Unersättlicher Bücherwurm: Garcia Marquez mit Fidel Castro (r.), 2007.

kaum zu verstehen, und für einen der brilliantesten Goldschmiede der Literaturgeschichte sind die Dialoge hölzern, ja gekünstelt. Als das Buch 1950 erschien, stiess es auf heftige, jedoch unangebrachte Kritik. Hemingway war tief gekränkt und verteidigte sich leidenschaftlich mit einem Telegramm aus Havanna, das für einen Autor seiner Statur etwas Unwürdiges hatte. Das Werk war nicht nur sein bester, sondern auch sein persönlichster Roman, denn er hatte ihn in der Dämmerung eines ungewissen Herbstes geschrieben, voller Nostalgie für die unwiderrufflich vergangenen Jahre und in deutlicher Vorahnung der wenigen Jahre, die ihm noch blieben. In keinem seiner Bücher steckt viel von ihm selbst, und er fand – bei aller Schönheit und Zärtlichkeit – auch keinen Weg, dem Grundgefühl seines Werks und seines Lebens Ausdruck zu geben: der Sinnlosigkeit des Siegs. Der Tod seines Protagonisten, scheinbar so friedlich und natürlich, war eine versteckte Ankündigung seines eigenen Selbstmords.

Wenn man so lange mit dem Werk eines Schriftstellers lebt, so intensiv und voller Zuneigung, kann man kaum noch zwischen Fiktion und Realität unterscheiden. Stundenlang, tagelang habe ich in dem Café an der Place Saint-Michel gesessen, das ihm fürs Schreiben geeignet erschien, weil es angenehm, warm, sauber und freundlich war, und gehofft, das Mädchen wiederzusehen, das eines kalten, stürmischen Tages hereingekommen war, ein Mädchen, sehr hübsch und klar, die kurzen Haare schräg geschnitten wie ein Krähenflügel. «Du gehörst mir, und Paris gehört mir», schrieb er ihr, mit jener Unerbittlichkeit der Inbesitznahme, die für sein Schreiben charakteristisch war.

Was immer er beschrieb, jeder Augenblick seines Lebens gehört ihm, für alle Zeiten. An dem Haus, Rue de l'Odéon 12 kann ich nicht vorbeige-

hen, ohne ihn im Gespräch mit Sylvia Beach zu sehen, in jener Buchhandlung, die heute nicht mehr dieselbe ist, wo er die Zeit totschlug, bis es sechs Uhr abends war und Joyce vielleicht vorbeischaute. In der kenianischen Savanne wurde er, nachdem er sie nur einmal gesehen hatte, Besitzer seiner Büffel und seiner Löwen und der intimsten Geheimnisse der Jagd. Er wurde der Besitzer von Stierkämpfern und Boxern, von Künstlern und Gangstern, die nur in dem kurzen Augenblick existierten, in dem sie zu seinem Besitz wurden. Italien, Spanien, Kuba – die halbe Welt ist voller Orte, die er sich durch blosser Erwähnung aneignete. In Cojimar, einem kleinen Dorf bei Havanna, wo der einsame Fischer aus «Der alte Mann und das Meer» lebte, erinnern eine Tafel und eine vergoldete Hemingway-Büste an seine heroischen Taten. Die Finca Vigía, sein kubanisches Refugium, in dem er bis kurz vor seinem Tod lebte, ist noch immer intakt, umgeben von schattenspendenden Bäumen, mit seinen Büchern, seinen Jagdtrophäen, seinem Schreibpult, den riesigen Leichenschuhen, den zahllosen Objekten aus aller Welt, die nun ohne ihn weiterleben, mit der Seele, deren Zauber nur daher rührt, dass sie ihm gehörten.

Als ich vor einigen Jahren das Auto von Fidel Castro bestieg, der ein unersättlicher Bücherwurm ist, sah ich auf dem Sitz ein kleines, in rotes Leder gebundenes Buch liegen. «Hemingway ist der Meister», sagte Fidel Castro. In der Tat, Hemingway begegnet einem, noch zwanzig Jahre nach seinem Tod, wo man ihn am wenigsten vermutet, unvergänglich und zugleich flüchtig wie an jenem Tag, als er mir auf dem Boulevard Saint-Michel ein «Auf Wiedersehen, Amigo!» zurief.

Copyright: New York Times. Erschienen am 26.7.1981. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Roger Köppel:

Voller Einsatz für eine selbstbewusste und erfolgreiche Schweiz.

Die Weltwoche: Die einzige Zeitung, die sich nicht für unsere Volksentscheide entschuldigt.



**Probeabo: www.weltwoche.ch/probeabo oder
Telefon 043 444 57 01**

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene María (*Diogenes*)
- 2 (4) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 3 (3) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (–) **Andrea Camilleri:** Der Tanz der Möwe (*Bastei Lübbe*)
- 5 (2) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)
- 6 (5) **Alex Capus:** Mein Nachbar Urs (*Hanser*)
- 7 (7) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (6) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 9 (9) **Simon Beckett:** Der Hof (*Wunderlich*)
- 10 (–) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 3 (5) **Annemarie Wildeisen:** Meine Expressküche (*AT*)
- 4 (–) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 5 (3) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien wir kommen! ... (*Weltbild*)
- 6 (–) **Jamie Purviance:** Webers Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 7 (4) **Christa Schmedes:** Cake-Pop-Set, mit Backform ... (*Gräfe und Unzer*)
- 8 (9) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 9 (7) **Rhonda Byrne:** The Secret – Das Praxisbuch für jeden Tag (*Arkana*)
- 10 (–) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Trainerwechsel

Der Schweizer «Tatort» vom Ostermontag erzielte in Deutschland die schlechteste Einschaltquote aller bisherigen «Tatort»-Folgen in diesem Jahr. Diese Nachricht kommt etwa so überraschend wie die alljährliche Verkündung «Switzerland: zero points» beim Eurovision Song Contest. Man hat sich längst an die miesen Resultate gewöhnt. Wer resigniert aufgeben möchte, sei an die Schweizer Fussballnationalmannschaft erinnert. Nach der WM von 1966 war sie 28 Jahre lang ähnlich erfolglos wie heute unsere Eurovision-Sänger – seit 1994 qualifiziert sie sich plötzlich wieder regelmässig für WM- und EM-Endrunden. Vielleicht sollte auch in den entsprechenden SRF-Abteilungen übereinbewährtes Fussballrezept nachgedacht werden: den Trainerwechsel. (rb)



Horizontal, nicht vertikal: Entenhausen.

Comics

Mal Schlapp-, mal Muschelohren

Entenhausen, die Stadt der Moderne, wurde endlich gründlich durchleuchtet und gewürdigt.

Von Wolfram Knorr

Die fiktiven Städte Gotham City und Metropolis sind urbane Kolosse, korrupt, kriminell, despotisch. Selbstjustiz-Kämpfer wie Batman und Superman sind da die letzte Rettung. Im Gegensatz zum gallischen Dorf, einer ethnischen Wehrgemeinschaft gegen die Römer. Sie einigt eine Abneigung gegen die übrige Welt.

Nur eine Stadt aus dem Universum der Fantasie ist weder dämonisch (Gotham City) noch romantisch (gallisches Dorf), sondern stellt sich den Herausforderungen der Moderne: Entenhausen (Duckburg), gegründet von Emil Erpel, Wirkungsstätte der Ducks. Hier herrschen urbane Strukturen (Alt- und Neubauten, Hafen, Parks, Zoo, Bankviertel) und eine Multikulti-Bevölkerung: Enten (Ducks), Kühe (Klarabella), Gänse (Franz Gans), Schweine (Schorchel Schachermann), Hunde (Professor Knall) et cetera der niederen und höheren Art; mal mit Schlappohren, mal mit Muschelohren. Es finden sich alle Stände und Berufe, vom Akademiker (Prof. Dr. Spökenkieker), Dichter (Theophil), Psychiater (Primus von Quack) über Erfinder (Daniel Düsentrieb) bis zum Milliardär (Dagobert Duck) und zu Kriminellen (Panzerknacker AG).

Gustav Gans ein CIA-Agent?

Entenhausen ist horizontal, nicht vertikal gestaltet. Es gibt nur Neffen, Onkel, Tanten; ansonsten Verbände (Pfadfinder; Fähnlein Fieselschweif), Zünfte, die Ordnung und Erziehung

sehr wohl ernst nehmen. Auch Individualismus wird grossgeschrieben und das Prinzip «carpe diem», vor allem durch Vetter Gustav Gans, das «Schoskind des Glücks». Allerdings ist sein Ruf nicht astrein. Wieso heisst er Gans, obwohl er eine Ente ist? Einige vermuten in ihm einen CIA-Agenten, den man erpresst haben könnte, weil er homosexuell zu sein scheint (geölte Dauerwellen und Fliege). Aber wer ist schon astrein in einer solchen Stadt? Deshalb wird sie immer attraktiv bleiben und zu den grossen Kunstwerken des 20. Jahrhunderts gehören.

Carl Barks (1901–2000) schuf sie, und Dr. Erika Fuchs (1906–2005) deutsche sie auf unnachahmliche Weise ein. Der ehemalige FAZ-Kulturchef und jetzige USA-Korrespondent der FAZ, Patrick Bahners, Mitglied von D.O.N.A.L.D. (Deutsche Organisation nichtkommerzieller Anhänger des lautereren Donaldismus), hat das Wesen von Entenhausen unter die Lupe genommen und die historischen, kulturellen und sozialpsychologischen Aspekte souverän analysiert. Was unterscheidet, fragt er, den Zeichentrick-Donald vom Print-Donald? Keine Frage: Entenhausen.



Patrick Bahners: Entenhausen. Die ganze Wahrheit. C. H. Beck. 208 S., Fr. 29.90

Von Fan-Massen umringt

In seinem zweiten Roman erzählt der Schweizer Autor Maurus Federspiel die surreale Geschichte eines schillernden Prominenten. *Von Hans-Peter Kunisch*

Es ist einfach, aber auch kompliziert, als Sohn eines Schriftstellers Schriftsteller zu werden. Man kennt das Geschäft, aber die Erwartungen, die an den Schriftstellersohn gestellt werden, sind, will er nicht nur als Trittbrettfahrer identifiziert werden, höher. Strenger als bei Kollegen werden seine Bücher abgeklopft: Hat er einen Stil, hat er etwas zu sagen, ist er eine Kopie oder ein Original?

Dass Maurus Federspiel, 1974 geboren, Sohn von Jürg Federspiel («Museum des Hasses», «Geographie der Lust»), der 2007 unterhalb eines Stauwehrs bei Weil am Rhein nach mutmasslichem Selbstmord tot aufgefunden wurde, sich dieser Situation bewusst ist, merkt man in «Feind», Maurus Federspiels zweitem Roman, spätestens, als die Hauptfigur mit dem auffälligen Namen Dennis Gutson auf «den unglücklich verfrühten Tod seines Vaters» angesprochen wird. «Jawohl, sagt sie, der tragische Krebstod seines Vaters. Er schüttelt fast unmerklich den Kopf, lächelt, milde irgendwie. Dann sagt er, sein Vater sei nicht tot.»

Siebzig Seiten später tritt der Vater, nach Wiederholungen der Beteuerung, tatsächlich auf, in passendem Ambiente: «Im Dunkel hinter dem Schreibtisch [...], einen Füllfederhalter in der Hand, dessen Spitze regungslos auf einem dunklen Blatt Papier steht.» Der Vater erkennt ihn. «Ach, er sei es», der Vater «schraubt den Deckel auf seinen Füllfederhalter [...], blickt lange auf seine Armbanduhr [...], sagt, er sei spät dran.» Dann verschwindet der Vater.

Fünf identische Limousinen

Das ist eine so spielerisch-geschickt wie aufwendig inszenierte Variante, mit einem grossen Schatten umzugehen, aber in diesem schmalen Buch ist es nur ein Teil der Geschichte. In Federspiels erstem Roman, «Der verlorene Sohn», der 2005 im kleinen Zürcher Turean-Verlag erschien, war Gutson ein Taugenichts, der CDs klaute und sich für Mädchen interessierte. Jetzt ist er ein Star. Er kommt «in einem Konvoi von fünf identischen Limousinen», von Fan-Massen umringt, zum Fernseh-Exklusivinterview. Wie fühlt es sich an, Dennis Gutson zu sein? «Er lehnt sich noch weiter zurück im Sessel, lacht, zuckt mit geschlossenen Augen geniesserisch die Achseln. Schliesslich sagt er mysteriös leise, es sei gut.»

Gutson erinnert von fern an Michael Jackson. Hochneurotisch und empfindsam, treibt er durch eine Stadt, die Zürich, aber auch New York ist. «Er befährt die Klopstockstrasse, sie



Dicht, ambitioniert: Autor Federspiel.

wird mehrspurig, er fährt auf einer Einbahnstrasse auf der Mittelspur, es ist eine tiefe Häuserschlucht, die Fifth Avenue, gleissendes Licht einer erkalteten, ungeschickten Kopie der Sonne.» Stilistisch elegant fügt Federspiel unterschiedliche Welten in eine. Ob Traum oder Realität, wird gar nicht erst thematisiert. Klar bleibt: Der Star hat Wahrnehmungs- wie Identitätsprobleme, nicht nur in Bezug auf den Vater. Schliesslich streitet er sogar ab, Gutson zu sein. Harmloser Narzissmus verwandelt sich in eine klinisch nicht identifizierbare Form von Wahnsinn.

Eine komplizierte Geschichte, die durch die abenteuerliche Handlung noch aufgestockt wird: Ein drei Häuser hoher «Bottich» unklaren Inhalts steht auf der Wuhtrasse, Nähe 21st Street, Millionen Fliegen um ihn herum, und dann taucht die Kinderhorde auf, wie direkt aus der amerikanischen *young adult fiction* adoptiert, in der rituell Weltuntergänge durchgespielt werden.

Sprachlich bleibt der sich weiter steigernde Wirrwarr dicht, ambitioniert, hochkonzentriert. Federspiel ist begabt. Problematisch ist vor allem, dass er auch im zweiten Roman Mühe hat, sich inhaltlich zurückzuhalten: Literatur und Trash kollidieren.

Maurus Federspiel: Feind. Roman. Van Eck, 2014. 136 S., Fr. 32.90

Sturmflug des Posaunenchores

Von Peter Rüedi

In den Händen von Dilettanten klingt jedes Instrument schrecklich, aber die Posaune schwingt sich, noch mit mittlerer Fertigkeit geblasen, nur mit Mühe übers Guggenmusik-Niveau empor. Anders kann ich mir nicht erklären, weshalb ich mit meiner Vorliebe für das Instrument so oft auf Unverständnis stosse. Denn ebenso unzweifelhaft ist: Hat einer erst einmal die Schwerkraft der posaanistischen Verhältnisse überwunden, ist die Trombone das vielseitigste und eindrucklichste aller Blechhörner (vom diffizilen Waldhorn einmal abgesehen), und zwar ziemlich unabhängig vom auf ihr praktizierten Musikstil. Bei Urbie Green gewann sie einen vokalen Schmelz, den sie schon in den butterweichen Glissandi von Jack Teagarden hatte (dem Ahnvater aller singenden Posaunisten bis hin zu Jimmy Knepper); während sich Spuren von Kid Ory, dem Begründer der brachialen Fraktion, noch in den freien Improvisationen eines Roswell Rudd nachweisen lassen. Das Vorurteil von der schwerfälligen Posaune ist jedenfalls so oder so obsolet. A-capella-Posaunen-Ensembles allerdings haftet noch immer ein Hauch von Zirkusexotik an. Dabei haben sie eine Tradition im Jazz (wie Saxophonchöre auch). Ich erinnere mich: Alfred Mangelsdorff, Jiggs Whigham, Åke Persson und Slide Hampton spielten schon in den Tiefen der siebziger Jahre einen schönen «Trombone Workshop» ein (für MPS). Die wohl brilliantesten «Trombone Four» waren Ray Anderson, Craig Harris, George Lewis und Gary Valente mit der Gruppe Slideride in den Neunzigern. Wenn jetzt also der beweglichste und in jedem Format initiativste Posaunist zurzeit, Nils Wogram, mit den drei Kollegen Jan Schreiner, Bernhard Bamert und Andreas Tschopp das Vertigo Trombone Quartet unterhält, müssen die vier ein paar steile Vergleiche aushalten. Es gelingt ihnen spielend: weniger mit einem Feuerwerk individueller Volten als mit inspiriertem Ensemblespiel zwischen Jazz und sogenannter E-Musik. Fabelhaft vielseitig. Ein Programm von mitreissendem Unterhaltungswert. Die sonore Power lässt nicht nur Brustkasten und Bauchfell, sondern Herz und Hirn vibrieren.



Vertigo Trombone Quartet
(Nils Wogram / Andreas Tschopp / Jan Schreiner / Bernhard Bamert): Developing Good Habits. Nwog Records 009

Top 10

Knorr's Liste

1	The Amazing Spider-Man 2	★★★★☆
	Regie: Marc Webb	
2	Tracks	★★★★☆
	Regie: John Curran	
3	Ida	★★★★☆
	Regie: Pawel Pawlikowski	
4	Der Goalie bin ig	★★★★☆
	Regie: Sabine Boss	
5	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
6	The Lego Movie	★★★★☆
	Regie: Phil Lord, Christopher Miller	
7	Divergent	★★★★☆
	Regie: Neil Burger	
8	Noah	★★★★☆
	Regie: Darren Aronofsky	
2	Her	★★★★☆
	Regie: Spike Jonze	
3	Captain America	★★★★☆
	Regie: Anthony und Joe Russo	

Kinozuschauer

1 (-)	The Amazing Spider-Man 2	25 726
	Regie: Marc Webb	
2 (2)	Rio 2 (3-D)	22 147
	Regie: Carlos Saldanha	
3 (1)	Divergent	18 048
	Regie: Neil Burger	
4 (3)	The Lego Movie	15 390
	Regie: Phil Lord, Christopher Miller	
5 (4)	Noah	12 246
	Regie: Darren Aronofsky	
6 (7)	Supercondriaque	8356
	Regie: Dany Boon	
7 (5)	100-Year Old Man Who ...	7594
	Regie: Felix Herngren	
8 (8)	The Grand Budapest Hotel	5399
	Regie: Wes Anderson	
9 (9)	Need for Speed	4872
	Regie: Scott Waugh	
10 (6)	Captain America	4611
	Regie: Anthony und Joe Russo	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
2 (2)	Die Eiskönigin (Disney)
3 (1)	Game of Thrones – Season 3 (Warner)
4 (3)	Die Tribute von Panem (Impuls)
5 (-)	Walter Mitty (Fox)
6 (4)	Escape Plan (Ascot Elite)
7 (6)	Thor – The Dark Kingdom (Disney)
8 (5)	Rush (Ascot Elite)
9 (-)	Malavita – The Family (Rainbow)
10 (9)	Gravity (Warner)

Quelle: Media Control



Grell-erdrückende Adrettheit: «Enlightened».

DVD

Quälgeist ihrer Nächsten

Die HBO-Serie «Enlightened» ist eine irre Satire über den bürgerlichen Mittelstand. *Von Wolfram Knorr*

Ist ein richtiges Leben im falschen möglich? Und welches ist das richtige? Meines oder das der anderen? Für Amy Jellicoe (Laura Dern) das ihre natürlich. Als Managerin bei Abaddon Industries legt sie sich mit der Firma an und wird gefeuert. Spirituell gereinigt durch Yoga-Therapien auf Hawaii, nervt sie mit den neuen Erfahrungen wieder ihren alten Arbeitgeber, bis der sie – aus purer Abwehr – bei den Nerds im Keller «entsorgt». Dort spannt sie den verklemmten Tyler (Mike White) ein, an ihrer Seite gegen das falsche Leben vorzugehen. Ihre Mutter Helen (Diane Ladd), bei der sie einzieht, und ihren Ex-Mann Levi (Luke Wilson) versucht sie ebenfalls vom richtigen Leben zu überzeugen.

Die HBO-Serie «Enlightened» entstand bereits 2011 und überlebte leider nicht mehr als zwei Staffeln. Die Quoten waren so unterirdisch, dass der Sender keine dritte zu produzieren bereit war. Die Kritiken dagegen waren hymnisch, und Laura Dern («Blue Velvet», «Wild at Heart») erhielt für ihre Rolle als Amy einen Golden Globe und eine Emmy-Nominierung. Die Diskrepanz zwischen Kritik und Publikum ist natürlich nicht neu, hier aber fast nachvollziehbar; denn keine Serie hält der bürgerlichen Mittelschicht einen so bösen Spiegel vor wie «Enlightened», entwickelt von Laura Dern und Mike White. Ihre Amy ist seelenwund und querständig in einer Welt von

grell-erdrückender Adrettheit. Eine Gequälte und ein Quälgeist ihrer Nächsten.

Für die Kolleginnen, den Ex-Mann und selbst die Mutter ist sie eine Nervensäge, die offenbar die gescheiterte Ehe und die Totgeburt ihres Kindes nicht verarbeitet hat. Alle gehen auf Distanz, und Mama widmet sich lieber ihren Rosen. «Enlightened», was wohl mit ein Grund für die Ablehnung war, gibt ein Schreckensbild der Einsamkeit jener bürgerlichen Schicht ab, aus der die Mehrheit der TV-Zuschauer besteht: propere Suburbs, gesäumt mit Palmen und Vorgärten, zugleich von gleichgültiger Betriebsamkeit, flauschig-gemusterte Interieurs voll Plüsch und Nippes. Amy aber sucht intensiv Nähe, echte Freundschaft, Liebe, ohne dass gleich gefragt wird: «Willst du ficken?» Sie ist keine Aussteigerin, sondern will sich «einbringen», engagieren. Allen anderen reichen die federleichten Höflichkeitsrituale, die schaumig über dem Sumpf der Verlogenheit schwimmen. Amy lässt ihren schreienden Empfindungen freien Lauf – nur wohin mit ihnen in einer schalldichten Realität voller Freundinnen, die Verständnis heucheln, aber sich abwenden? Wo also ist das richtige Leben? «Wir sind einfach Seelen», sinniert sie während einer Kajakfahrt, «die gemeinsam durch diese perfekte Welt gleiten. Wir können uns von unseren traurigen Geschichten lösen. Sie fließen ein-

fach davon.» Leider nur im Traum. Endlich gibt es die erste Staffel auf DVD (zehn Folgen), und es ist zu hoffen, dass die zweite, die qualitativ die erste noch übertrifft, bald folgen wird. ★★★★★

Weitere DVD-Serien

House of Cards. Das Original — Natürlich ist die amerikanische Version mit Kevin Spacey als intrigantem Politiker und Robin Wright als seiner Lady Macbeth grossartig, aber nachdem ich mir wieder das britische Original mit Ian Richardson angesehen habe – das *remastered* in zwei DVDs erschienen ist –, neige ich dazu, die BBC-Produktion aus dem Jahre 1990 für besser zu halten, ätzender, gemeiner, zynischer. Allein das naseblende Englische von Richardson (1934–2007), einem begnadeten Shakespeare-Mimen, bleibt einfach konkurrenzlos. In Shakespeares «Richard III» tritt der Held gleich zu Beginn an die Rampe und bekennt, sich mit allen Mitteln die Macht zu erobern («Mir macht es kein Vergnügen, meine Zeit / in diesem schlaffen Frieden zu verträdeln»). Auch im BBC-«Kartenhaus» wendet sich der hinterhältige Urquhart (Ian Richardson) sofort an die Zuschauer, blickt mokant von oben in die Kamera und erläutert süffisant: «Ich halte die Truppe auf Linie. Ich lege ihnen die Latte auf, lasse sie springen. Und ich werde natürlich absolut loyal sein gegenüber



Ätzender, gemeiner, zynischer: «House of Cards».

Fragen Sie Knorr

Stimmt es, dass Alfred Hitchcock der Erste war, der mit seiner TV-Serie dem Format Respekt und Anerkennung verschaffte?

S. K., Schaffhausen



Kann man durchaus so sehen, obwohl das natürlich immer Geschmackssache bleibt. Aber mit seinem Image als Suspense-Virtuose hat er Talente angezogen, die ohne seine Reputation sicher nicht fürs Fernsehen gearbeitet hätten. Denn die US-Flimmerkiste war kaum geboren, da setzte man erfolgreiche

jedem, der zu meinem Führer wird.» Da trieft die Heuchelei! ★★★★★

The Fear — Lief, wie immer, zu später Stunde in ZDF neo und ist jetzt auf DVD erhältlich – die geniale BBC-Mini-Serie über einen Gangster, der an Alzheimer leidet. Richie Beckett (Peter Mullan) hat es geschafft, ist in Brighton



Gruselige Fallhöhe: «The Fear».

zum respektierten Unternehmer aufgestiegen und will sich zur Ruhe setzen. Doch die Bewusstseinsschübe und unberechenbaren Brutalitätsausbrüche versauen ihm den Ruhestand. Und als sich einer seiner Söhne mit der albanischen Mafia anlegt, muss er handeln, aber er kriegt sein Handeln nicht mehr in den Griff. Ein Gangster auf dem Weg in die Demenz – was für eine Idee! Richard Cottan, Erfinder der Serie, macht daraus ein Schauer-Psychogramm, eine Tragödie mit gruseliger Fallhöhe. ★★★★★

Inside Men — Und noch einmal BBC. John Coniston (Steven Mackintosh), Sicherheitsboss eines Gelddepots, plant mit zwei Angestellten einen Coup, um 150 Millionen Pfund dort rauszuholen, braucht aber die Hilfe einer Gang. Klingt nicht unbedingt neu. Aber wie die Mini-Serie (jetzt auf DVD) von Tony Besgalop das erzählt, ist erste Sahne. Wieder demonstrieren die Briten den Niveau-Unterschied zu unserer «Tatort»-Begeisterung. ★★★★★

Radio-Serien einfach um. Niveau hatte das selten, und lange sah man darin eine Art Tal der Leprakranken, in das sich kaum ein Gesunder wagte. Wie William Wyler mit Charlton Heston bei «Ben Hur» hatte Hitchcock keine Scheu und holte für seine Serie junge Talente wie William Friedkin und Co., die hier das Handwerk lernten. Das Serienformat ist übrigens keine Erfindung des TV. Edison produzierte 1912 bereits die erste Serie («What Happened to Mary»).

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Nach dem Jassen ins Thermalbad

Von Rico Bandle

Beginnen wir mit dem Negativen. Und das kam in der Kinder-Spezialausgabe des «Samschtig-Jass» ganz am Schluss. Wer war bloss auf die Idee gekommen, Kindern als Preis fürs Jassen einen Gutschein für einen Thermalbad-Eintritt zu schenken? Als ob sich Elfjährige für Wellness, Sauna, Sole- und Dampfbad interessieren würden! Man würde es dem Jass-Sieger nicht verübeln, wenn er seinen 400-Franken-Gutschein für das Thermalbad gleich der Tante weiterverschenkt oder – noch besser – via Internet dem Meistbietenden verhökert hätte.

Aber lassen wir das. Der «Samschtig-Jass», 1968 von Kurt Felix gegründet, gehört noch immer zum unverzichtbaren Inventar des Schweizer Fernsehens. Beim Schweizer Nationalspiel gilt bekanntlich die ungeschriebene Regel «Beim Jassen wird nicht geredet» – gerade deshalb ist die eher hölzerne Monika Fasnacht als Moderatorin die Idealbesetzung. Sie verliert nie ein Wort zu viel – solange sie nicht gerade mit dem *Blick* über ihre Männerprobleme redet. Und so führte sie auch souverän durch die Kindersendung.

Am Jasstisch sassen die Aargauerin Chelsea, Halbfinalistin aus der TV-Show «The Voice Kids Germany» und eines der grössten Tennistalente des Landes, Philipp, ein Jungschwinger, sowie Selina, ein Bauernmädchen, das Köchin werden möchte. Schiedsrichter Dani Müller fragte ab und zu nach, wenn ein Kind schon früh die ausgespielte Farbe nicht angab: «Selina, gäll, du hesch kei Eichle?» Auf die Frage eines jungen Zusehers, ob man sich noch korrigieren dürfe, wenn man beim Schieber anstatt «unde ufe» irrtümlicherweise «obe abe» ansage, bleibt Müller hart: Wenn die Mitspieler nicht grosszügig seien, gelte klar die Regel «Gesagt ist gesagt».

Ob Sieg oder Niederlage, die Kinder begneten dem Spiel mit einer abgeklärten Gelassenheit. Wollte man böse sein, könnte man dies darauf zurückführen, dass es ja ohnehin nur Thermalbad-Gutscheine zu gewinnen gab. Wir glauben lieber an eine andere These: Wo im Elternhaus gejasst wird, da ist die Welt noch in Ordnung.

Samschtig-Jass, Kinder-Spezial: Samstag, 19. April, 18.45 Uhr, SRF 1

Objekt der Begierde

Casual Dinner im «Rive Gauche»; die Cassandra der Gastronomie; die Frauenzunft am Sechseläuten. Von Hildegard Schwaninger



Alles, was man braucht, um glücklich zu sein: Hotelpertin Manuela Weber.

Manuela Weber und Jörn Pfannkuch, die *Founders* von Cinnamon Circle, Marketingspezialist in Sachen Hotels für hohe Ansprüche, luden zum Casual Dinner ins «Rive Gauche» (Manuela Weber verhält sich loyal gegenüber dem Hotel «Baur au Lac»; sie war sechs Jahre Assistentin von Direktor Michel Rey). François Dussart, Managing Director des Hotels «Beau-Rivage Palace» in Lausanne und des Hotels «Palafitte» in Neuenburg (gehören beide der Sandoz-Stiftung der Familie Landolt), Dominique Godat vom Hotel «Metropol» in Moskau, Pureza Champalimaud aus der Besitzerfamilie des Hotels «Los Oitavos» in Cascais (Portugal) stellten ihre Hotels vor. Unter den Gästen: Susanne Najid, Managerin American Express. Gelegenheit, sich nach dem weltweit begehrtesten Zahlungsinstrument zu erkundigen: der Centurion Card.

Wenn jemand seine Rechnung mit der Centurion, der schwarzen Kreditkarte von American Express, bezahlt, dann weiss man: Der Mann (oder die Frau) hat Geld. Diese Kreditkarte, handgefertigt aus Titan, ist das Nonplusultra, das Objekt der Begierde für Superreiche. Doch auch denen, die schon alles haben und sich alles leisten können, kann sie versagt bleiben. Jeder Antrag wird geprüft, und wenn Swisscard-CEO Marcel Bühler nicht einverstanden ist, ist nichts zu machen. Die Centurion gibt es in der Schweiz seit etwa zehn Jah-

ren; sie ersetzt manchem den Privatsekretär. Die Centurion ist ein Travel- und Concierge-Service, organisiert Flugtickets, Hotels, Limousinen, Theatertickets, Tische in Restaurants, wo kein Platz zu kriegen ist – weltweit alles, was man braucht, um glücklich zu sein. Es soll sogar gelungen sein, Plätze bei der Oscar-Verleihung in Los Angeles zu organisieren.

Die Karte ist definitiv nur für die Happy Few. Sie wird nur auf Einladung vergeben, meist auf Empfehlung von Privatbanken. Wer sich bewirbt, kann einen gewissen Umsatz garan-



Hohe Ansprüche: Jörn Pfannkuch.

tieren. Wie hoch der ist, wird nicht bekanntgegeben, auch die Zahl der Besitzer einer Centurion Card bleibt geheim. Die Ausgabelimite nach oben ist unbeschränkt. «Wir hatten einen

Fall, da gab ein Kunde in Genf an einem Samstag 15 Millionen Franken aus. Das kann man mit keiner anderen Karte», so Swisscard-Sprecher Urs Knapp.

Wenn einer sich in der Schweizer Gastrozene auskennt, dann ist es Otto Gisiger. Seine Gastro-Consulting-Firma Gisco handelt mit allem, was zu einer *jolie table* gehört (Gläser, Besteck, Porzellan, Tischwäsche), organisiert ganze Restaurantausstattungen, vermittelt Personal. Gisiger weiss immer alles, er ist die Cassandra der Gastrobranche, pflegt seine Kontakte. So organisiert er regelmässig einen Gastro-Round-Table. Ein geselliges Gettogether von Köchen, Wirten und Hoteliers. Immer an einem Ort, der gerade «hot» ist. Diesmal ist es das «Chedi» von Samih Sawiris in Andermatt. Der Run auf den Anlass (Lunch inklusive Getränke: 100 Franken), der am letzten Aprilwochenende stattfindet, war riesig. War sofort ausgebucht. Sogar Rico Zandonella, ein Star der Szene («Rico's Kunststuben» in Küsnacht), ist noch auf der Warteliste.

Das ist wahre Ritterlichkeit: Die Gesellschaft zur Constaffel lädt die Frauenzunft Gesellschaft zu Fraumünster ans Sechseläuten ein. Die Frauenzunft ist ja umstritten unter den Zünftern. Seit es sie gibt – und das sind immerhin 25 Jahre –, kämpfen die Frauen um Anerkennung. Und jetzt kommen sie



Hochkarätig zum Handkuss: Susanna Peter.

gleich so hochkarätig zum Handkuss. Die Gesellschaft zur Constaffel ist von allen Zünften die vornehmste. Die Frauenzunft hat 65 Mitglieder, um den Nachwuchs braucht man nicht besorgt zu sein. Gerade sind drei neue aufgenommen worden. Auch beim Zunftlokal haben sich die eisernen Ladys hochgearbeitet. Ganz am Anfang waren sie im «Mère Catherine», dann in der «Brasserie Lipp», heute sind sie im «Baur au Lac». Die Idee zur Gründung einer Frauenzunft stammt übrigens auch von Susanna Peter, bekannt als Musicalsängerin. Sie ist Tochter eines Zünfters zur Schneidern.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Alkohol und Tabledance

Die Stylistin Danae Loucatos, 39, heiratet im Mai. Die Polterabend-Spezialistin wird diesen Anlass ohne männlichen Stripper im Stringtanga feiern.



«Lächeln im Gesicht»: Danae Loucatos.

Keine Katastrophe: «Den Bräutigam am Polterabend im Hasenkostüm an einen Laternenpfahl in der Langstrasse zu fesseln, hat für mich nichts mit Freundschaft zu tun. Sich der Fantasy-begeisterten Freundin zuliebe geschlossen als Einhornherde zu verkleiden, hingegen schon. Jene, die den Polterabend organisieren, müssen die Wünsche von Braut und Bräutigam berücksichtigen, sonst droht der Event zu einer Katastrophe zu werden. Die Finger soll man von Aktivitäten lassen, die einem im Nachhinein peinlich sind oder noch schlimmer: die man vor dem Partner verschweigen muss.»

Alkohol: «Beim ursprünglichen Polterabend wird traditionsgemäss vor dem Haus der Braut oder der Brauteltern von den Gästen mitgebrachtes Geschirr und Steingut zerschlagen: Das Brautpaar muss die Scherben – sie symbolisieren Glück für das Eheleben – gemeinsam zusammenkehren. Seit einigen Jahren ist das Poltern in neuen Varianten wieder en vogue: Der Trend kommt aus Grossbritannien, dort wird die Stadt Blackpool wöchentlich mit Herden von Junggesellen überschwemmt. Das weibliche Pendant zum Junggesellenabschied wird in Grossbritannien heute Hühnernacht genannt, und die artet fast immer in einem weiblichen Massenbesäufnis aus. Zum Thema

Alkohol: Es ist sicher von Vorteil, wenn sich alle aus der Gruppe kennen und ungefähr wissen, wie viel der andere verträgt. Aufeinander aufpassen und falls nötig die Braut zu einem Glas Wasser zwingen, bewährt sich in diesem Zusammenhang. Ebenfalls soll man nicht bereits in den Nachmittagsstunden mit den harten Schnäpsen beginnen.»

Erweiterte Kampfzone: «Grundsätzlich ist am Polterabend all das erlaubt, was sich ein Paar gegenseitig durchgehen lässt. Wenn die Ehe nicht mit einer Krise beginnen soll, darf man nicht vergessen: Die Grenzen sind in dieser Nacht etwas ausgedehnt, aber sie bestehen weiterhin. Striptease und Tabledance sind bei den Männern beliebt. Ich verurteile das nicht, finde es aber ein bisschen einfalllos. Schwierig wird es, wenn der Abend im Puff endet oder die Beteiligten in eine Schlägerei geraten und der Bräutigam im Spital landet. Auch um Alternativen zum gewohnten Programm zu bieten, habe ich meine Firma HolterPolter ins Leben gerufen. Wir bieten vom Wurstkurs bis zur Cocktailschulung auch traditionelle Aktivitäten an.»

Voller Erfolg: «Sehr gut läuft bei den Jungs das <Chuck Norris Special>: ein vierstündiges Schiesstraining mit verschiedenen Schusswaffen. Die Mädels buchen oft <Vintage Vanity>, einen Abend ganz im Stil der fünfziger Jahre.

«Das Brautpaar muss die Scherben gemeinsam zusammenkehren.»

Frauen reden bei der Organisation gerne ein Wörtchen mit und haben Extrawünsche, was völlig in Ordnung ist. Ich feiere diesen Mai meinen eigenen Polterabend und hätte auch keine Freude an einem eingeölten Latino im Stringtanga. Wenn schon unbedingt ein Stripper, dann sollte es für mich ein Bauarbeiter im verschwitzten Unterhemd sein, der aus einer riesigen Torte springt. Als erfolgreich würde ich den Polterabend bezeichnen, wenn man am Morgen mit einem moderaten Kater und einem Lächeln im Gesicht aufwacht und sich darin bestätigt fühlt, tolle Freunde zu haben.»

www.holterpolter.ch

Protokoll: Franziska K. Müller

Keine Milch?

Von Andreas Thiel — Das Vertrauen der Sozialdemokraten in den Supermarkt.

Cédric: Gibt es heute keine Milch?

Verkäuferin: Nein, das Bundesamt für Landwirtschaft hat wegen eines Unfalls in einem französischen Atomreaktor eine Warnung herausgegeben. Der Westwind könnte unsere Wiesen kontaminiert haben.

Cédric: Was? Warum haben die Franzosen überhaupt noch Atomkraftwerke?

Verkäuferin: Weil wir unsere abgeschaltet haben. Wir importieren jetzt Atomstrom aus Frankreich.

Cédric: Das ist ja nicht zu fassen. Wozu brauchen wir überhaupt so viel Strom?

Verkäuferin: Zum Beispiel, um dieses Kühlregal zu kühlen, wo sonst die Milch drin steht.

Cédric: Warum kühlen Sie es denn nicht mit Sonnenenergie?

Verkäuferin: Weil es regnet. Das ist auch der Grund, warum wir keine Milch verkaufen. Die Niederschläge könnten die Wiesen verseucht haben.

Cédric: Und was ist mit der Bio-Milch?

Verkäuferin: Auch die könnte kontaminiert sein. Auf das Wetter hat selbst der Biobauer keinen Einfluss.

Cédric: Was? Seit wann haben wir denn keinen Einfluss auf das Wetter? Wozu haben wir eine Klimapolitik?

Verkäuferin: Mit der Klimapolitik ist es wie mit der Wetterprognose. Sie hat keinen Einfluss auf das Wetter.

Cédric: Aber in Italien oder Spanien scheint die Sonne. Können Sie keine Milch von da importieren?

Verkäuferin: Wir haben es versucht. Aber bei Katastrophen versorgt sich jedes Land erst einmal selbst.

Cédric: Haben Sie denn wenigstens Milchpulver?

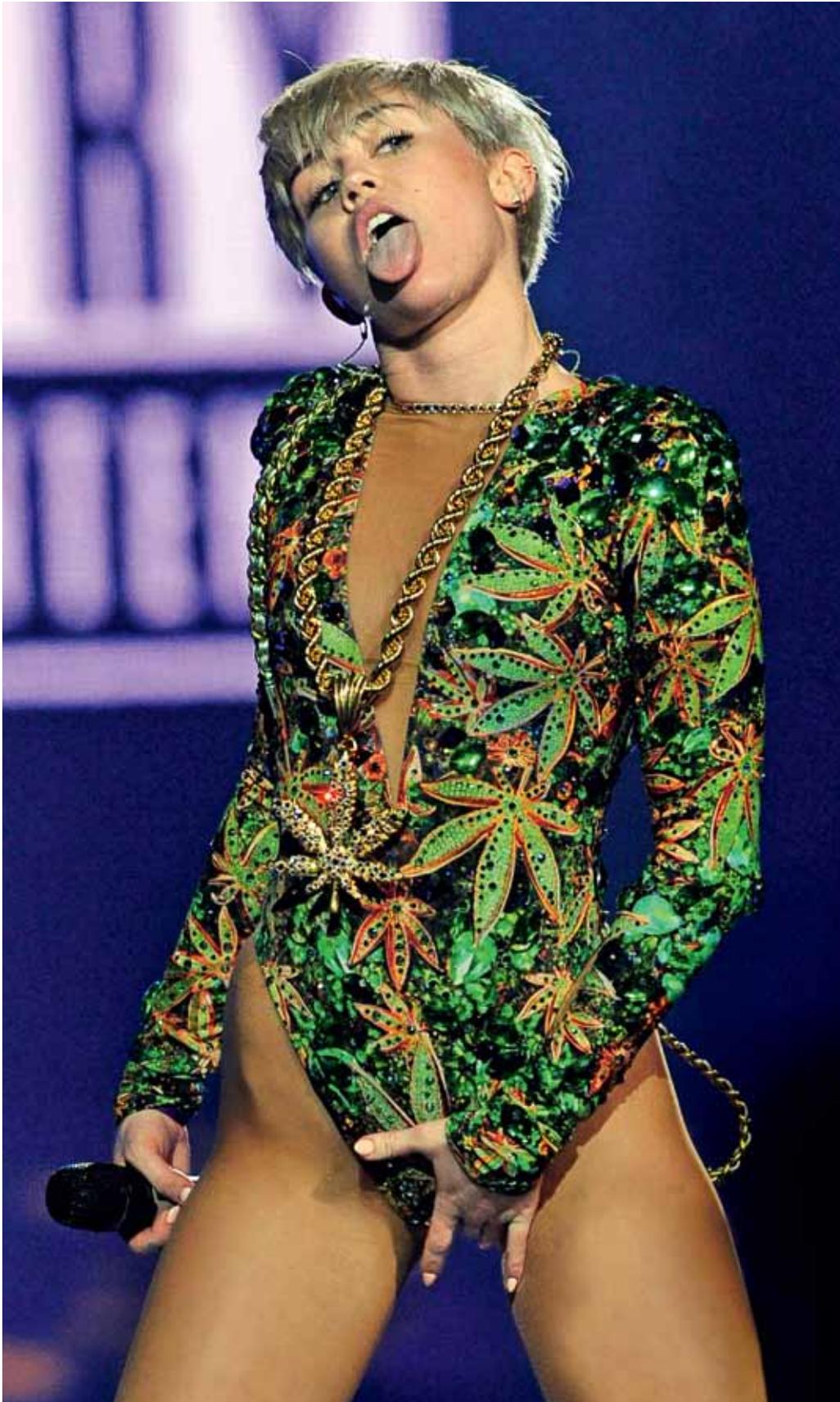
Verkäuferin: Nein, nachdem der WWF eine Verbandsbeschwerde gegen Nestlé eingereicht hat mit dem Vorwurf, Nestlé würde Kriege unterstützen, weil Nestlé Milchpulver in Krisenregionen liefert, haben wir das Milchpulver aus dem Sortiment genommen. Haben Sie keinen Notvorrat?

Cédric: Äh, nein, bisher gab es immer alles im Supermarkt.



Die grösste Feministin der Welt

Sängerin und Schauspielerin Miley Cyrus, Tochter von Country-Rocker Billy Ray Cyrus, sagt, sie greife sich zum Wohle des Feminismus öffentlich in den Schritt. Von Jeroen van Rooijen



Hohepriesterin der Gleichheit: Miley Cyrus.

Gibt es noch irgendjemanden im Rock- und Pop-Business, der sein Handwerk mit Würde und Anmut ausübt? Oder haben alle vor dem Skandalhunger der Boulevardpresse kapituliert? Vielleicht sind das müssige Fragen. Fragen, die sich nur ein Romantiker und Nostalgiker stellt, der noch Popstars kannte, die mit Pathos, Ernsthaftigkeit und Noblesse an die Arbeit gingen.

Davon ist Miley Cyrus meilenweit entfernt. Das 22-jährige Girl, eines von sechs Kindern des US-Country-Rockers Billy Ray Cyrus («Achy Breaky Heart»), hat es sich zur Mission gemacht, die letzten Tabus des Pop-Business auszuleuchten. Oder müsste man in ihrem Fall besser von «Po-Business» sprechen? Immerhin scheint ihr Gesäss ein genauso zentrales Instrument zur Karriereentwicklung zu sein wie ihr loses Mundwerk. Mit Letzterem sind noch nicht mal die Stimmbänder gemeint: Miley Cyrus' wichtigstes Arbeitsinstrument ist mit Sicherheit ihre Zunge, die sie auf jedem Foto bis zur Maximallänge rausstreckt und/oder jedem, der ihr in die Quere kommt, in den Hals oder sonst irgendwohin steckt.

Nicht zu vergessen die vordere Leibesmitte, die Miley Cyrus mit grösstem Vergnügen zur zentralen Handlung ihrer Bühnenaktivitäten macht. Von Madonna abgeschaut, aber scheinbar auch heute noch ein bewährtes Mittel, um von sich reden zu machen. Laut der Blondine mit dem feschen Undercut-Haarschnitt geschieht dies alles im Dienste des Feminismus. Kein Witz – so schildert es Miley Cyrus zumindest in einem aktuellen Porträt in der US-Ausgabe der internationalen Frauenzeitschrift *Elle*. Interviewt wurde sie von «einer ihrer Generation», der vier Jahre jüngeren Bloggerin Tavi Gevinson, die vor einiger Zeit selber als *style rookie* eine kleine Berühmtheit wurde.

Tavi Gevinson, selbst eher der Typus *man repeller* (Männerverschreckerin), fragt Miley Cyrus in dem Interview, was Feminismus für sie bedeute. Immerhin hätte sich Miley Cyrus wiederholt als engagierte Feministin bezeichnet. «Ich bin einfach für Gleichheit, Punkt», antwortet der Popstar. «Mir geht es nicht darum, dass Frauen die Macht übernehmen sollten.» Nach ihrer Rolle im Dienste der Frau befragt, sagt Miley Cyrus weiter: «Wir sind noch nicht am Ziel. Wenn männliche Rapper sich dauernd in den Schritt fassen und sich mit Huren umgeben, scheint das keinen zu kümmern – aber wenn ich mir in den Schritt fasse und mich mit heissen *bitches* umgebe, dann soll ich damit die Frauen degradieren?» Als Frau hätte sie doch hoffentlich ganz selbstverständlich das Recht, sich mit Girls zu umgeben, und: «Ich bin Teil der Evolution des Feminismus.»

So sieht Feminismus also heute aus. Alice Schwarzer kann abdanken. Am Samstag, den 7. Juni, kann man die neue Hohepriesterin leibhaftig im Zürcher Hallenstadion erleben.

Retro-Boliden

- 1 Die wilden Rocker vom «Ace Café» in London sind Geschichte – sie fahren heute Rollatoren statt Rennen. Geblieben ist die Motorradgattung, der «Café Racer», ein klassisches Motorrad im Retro-Stil der Sixties und Seventies. Stilprägend ist die **Norton Commando 961** mit knapp 1000 ccm Hubraum und 80 PS. 24 470 Franken. www.nortonmotorcycles.com
- 2 Für Fans des Macho-Mannsbildes Steve McQueen muss es natürlich die **Triumph Bonneville** sein, zu ihrer Zeit das leistungsfähigste Motorrad seiner Klasse und darum der Feuerstuhl des Stilgotts. Der luftgekühlte 865-ccm-Parallel-Zwei-Zylindermotor ist unverändert cool und bringt 68 PS auf die Strasse. 11 990 Franken. www.triumphmotorcycles.ch
- 3 Wer von Retro-Racern spricht, muss die **Kawasaki W800** meinen. Sie kam 2011 als

Nachfolgerin der W650 auf den Markt, die ihrerseits bereits die legendären W-Modelle zitierte. Die Standardfarbe ist British Racing Green, und wer will, kann ein «Café Style»-Paket mit Höckersitzbank haben. Das 773-ccm-Aggregat leistet 48 PS. 10 590 Franken. www.kawasaki.ch

- 4 Die Bayern nennen es «ein Motorrad für Menschen, die es pur und ursprünglich mögen». Der Viertakt-Boxermotor der **BMW R nineT** mit zweifarbigem Tank schöpft aus 1170 ccm die Kraft von 110 Pferden. 16 990 Franken. www.bmw-motorrad.ch
- 5 Das Besondere an den neuen «Café Racern» ist, dass sie sich nahe an den Originalen bewegen, technisch aber auf dem neuesten Stand sind. Die gemütliche **Moto Guzzi V7 Stone** ist mit 744 ccm Hubraum und 48 PS also quasi der New Beetle der Töff-Welt. 10 790 Franken. www.guzzimoto.ch



1



2



3



4



5

Belle de Jour



Ideal zur Thronbesteigung.

Es entbehrt nicht der Ironie, dass die Firma Roger Vivier, seit 2003 im Besitz des italienischen Modeunternehmers Diego Della Valle, heute vor allem für ihre flachen «Pilgrim»-Ballerinas geschätzt wird. Denn es waren ursprünglich nicht diese flachen, mit einer grossen, stilisierten Schliesse dekorierten Schuhe, mit denen der Franzose zu Weltruhm kam. Roger Vivier gilt als der Erfinder des Stiletto-Absatzes. Vivier entwarf in der besten Zeit von Christian Dior die Schuhe für den grossen Couturier. Auch Queen Elizabeth trug 1953 zur Thronbesteigung Schuhe von Roger Vivier. Der flache «Pilgrim» ist eine Abwandlung des halbhohen Pumps, den Catherine Deneuve 1967 als «Belle de Jour» trug.

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Darf man Hosen ohne Gurt tragen?
H. B., per Mail



Man darf alles. Aber man soll deswegen noch lange nicht alles tun. Mit den Hosen ist es so: Wenn sie Gurtschlaufen haben, gehört wenn möglich ein Gurt dazu. Zumindest dann, wenn Sie Ihr Hemd/Ihre Bluse in die Hosen stecken und man den Bund der Hose sieht. Ohne Gürtel wäre ein solches Styling unvollständig. Wenn Sie aber Ihr Hemd oder Ihren Pulli über der Hose tragen und diese auch ohne Gürtel gut sitzt, würde ich ein Auge zudrücken. Für Fortgeschrittene ist schliesslich die Option mit einem glatten Hosenbund, der keine Gurtschlaufen, dafür seitliche Riegel zum Justieren der Bundweite hat. Eine solche Hose trägt man logischerweise ohne Gürtel – auch in sehr klassischer Kombination.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch.
Oder per Post an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Syrah Nord

Von Peter Rüedi



Nicht immer haben ungeliebte Kinder die schlechtesten Aussichten. Eine harte Kindheit kann auch ein Training sein für die bedauernde Tatsache, dass das Leben mehr Widrigkeiten verspricht als Schmeichleinheiten, und der, der den Kampf dagegen frühzeitig lernt, ist dafür möglicherweise besser gewappnet. Nicht gerade eine Maxime der Montessori-Pädagogik, aber zuweilen vielleicht doch bedenkenenswert. Etwa, wenn ich an die Österreicherin Dorli Muhr denke. Die ist, wie in dieser Kolumne unlängst zu lesen war (*Weltwoche* Nr. 14/14), eine bekennende Enthusiastin des Blaufränkisch, und dem gehört in ihren Reben am Spitzerberg (Appellation Carnuntum) ihre ganze Liebe. Was auch, probieren wir diese gleichzeitig coolen und warmherzigen Weine, durchaus verständlich ist. Eher widerwillig liess sie an einem Südhang (die Etikette nennt ihn etwas zu originell «Sydhang») auf einer knappen Hektare auch die in ihren Augen etwas vulgäre Syrah zu.

Öffne ich eine der zirka 3000 Flaschen, die sie daraus gewinnt, muss ich sagen: Hier irrt Madame, halten zu Gnaden. In der äussersten Nordostecke Österreichs entwickelte der Syrah, der in zu heissen Zonen durchaus Fett ansetzen kann, sprich: eine zu grosse Wucht, auch happigen Alkohol, selbst im warmen Jahr 2011 eine Finesse, die durchaus an die Nonplusultras auf der nach oben offenen Syrah-Skala erinnert, die Weine von der nördlichen Rhone, von Hermitage oder Côte-Rôtie. Nicht, dass sie solchen Kultstatus erreichte, meine ich; aber wie die besten Syrahs aus dem Wallis auch orientiert sie sich an diesem Magnetberg. Vulgär? Von wegen. In dieser Lesart ist die Sorte schon eher das Gegenteil. Die verlangt freilich viel Fingerspitzengefühl. Die Syrah braucht nämlich Wärme, ma non troppo, wenn daraus ein spannender Wein werden soll. Dieser ist ein florales Vergnügen, das die sortentypische Frucht (Kirschen, Pflaumen) mit den Terroirnoten, einer ausgeprägten Würze und genug Säure glücklich verheiratet (und das Holz aus der Barrique gut integriert). Alles andere als ein Stiefkind oder Wechselbalg. (Was, versteht sich, inzwischen auch die Mutter weiss.)

Dorli Muhr: Syrah Sydhang 2011.
14%. Gerstl. Fr. 28.–. www.gerstl.ch

Die Kraft des Wasserbads

Sous vide heisst die Kochtechnik der Stunde, die sich auch für zu Hause lohnt. Ein Kursbesuch. Von David Schnapp



Wunderbar zart bis mürb: *sous vide*-Spezialist Harry Pfändler.

Harry Pfändler führt den Landgasthof «Zum Bären» im aargauischen Birmenstorf. Im historischen Restaurant sieht es dank dem Dekorationsengagement seiner Frau Bea aus wie in einem gemütlichen Ramschladen, ein buntes Wirrwarr aus karierten Tischdecken, Vorhängen, Pflanzen und Nippes. In Pfändlers Küche aber wird nüchtern-modern gearbeitet: Vor einigen Jahren hat der Koch die *sous vide*-Technik entdeckt, die er breit anwendet. Vieles, was im «Bären» serviert wird, wurde in Plastikbeuteln vakuumiert und in einem genau temperierten Wasserbad gegart. Dafür eignen sich Thermalisierer gut, wie sie die Schweizer Firma Erme anbietet: Edelstahlgeräte ohne bewegliche Teile und mit relativ hoher Temperaturpräzision. Sie sind – was praktisch ist zu Hause – leicht zu handhaben und zu reinigen.

Rüebli im eigenen Saft

Wie man damit kocht, zeigt Harry Pfändler hie und da in Kursen. Wir haben uns deshalb eine Lektion in modernen Garmethoden erteilen lassen: Der Koch hat viel ausprobiert, das macht ihn zu einem vertrauenswürdigen Lehrer. Wer Lebensmittel im Wasserbad zubereitet, muss Regeln beachten. Manches gehört nicht in den Beutel: Roher Knoblauch etwa verfärbt sich unschön und wird dominant im Geschmack. Man sollte ihn weglassen oder blanchieren. Und grundsätzlich gilt: Was in den

Beutel kommt, wird auch daraus hervorgehen. Auf gute oder hervorragende Qualität der Lebensmittel zu bestehen, ist entscheidend.

Anfänger bereiten vielleicht ein Rinderfilet *sous vide* zu und erfreuen sich am perfekten Garzustand. Interessanter ist das Wasserbad, um aus weniger edlen Stücken hocharomatisches, zartes Fleisch zu machen: Den Brustkern vom Rind etwa gart Harry Pfändler über 48 Stunden bei 58 Grad. Oder die Keule einer Ente wird bei 60 Grad über 48 Stunden konfiert. Das Fleisch schmeckt anschliessend intensiv und ist wunderbar zart bis mürb.

Verblüffende geschmackliche Resultate erzielt man bei Gemüse: Rüebli, im eigenen Saft ein, zwei Stunden bei 85 Grad gegart, wird zu einem Rüebli, wie man es noch nicht gegessen hat. Spargel, mit etwas Essig, Salz und Zucker vakuumiert und 40 Minuten bei 85 Grad zubereitet, ergibt etwa mit einer Schalotten-Schnittlauch-Vinaigrette ein ungewohnt knackiges und aromatisches Resultat für einen frischen Salat. Durch das Vakuumieren dringen die Aromastoffe besser ein, durch das Niedertemperaturgaren wird der Eigengeschmack verstärkt. Es zeigt sich sozusagen die ganze Kraft des Wasserbads.

Pfändlers Gasthof zum Bären,
Kirchstrasse 7, 5413 Birmenstorf;
www.zumbaeren.ch
Erme-Thermalisierer, 6 bis 51 Liter Wasserbad
aus Edelstahl, Fr. 1566.– bis 3078.–
www.erne.ch



Auto

Franzose aus Leidenschaft

Der Peugeot 308 ist das «Auto des Jahres». An dieser Wahl gibt es fast nichts auszusetzen. *Von David Schnapp*

Zu Beginn jeden Jahres wählt eine Jury von Journalisten aus ganz Europa den «Car of the Year», dies ist eine der wichtigsten Auszeichnungen für die Hersteller. 1964 wählte die damalige Jury den Rover 2000, 1985 den Opel Kadett, und heuer wurde der Peugeot 308 zum «Auto des Jahres» bestimmt. Die Wahl ist jetzt schon wieder ein paar Wochen her, Zeit also, um der Frage nachzugehen, was denn den Peugeot 308 so besonders macht.

Der erste Eindruck ist: nett. Der Franzose aus Leidenschaft sieht gut aus, ohne aber zu modisch zu wirken, was eine gute Strategie ist,

wenn man auf breiter Basis Autos verkaufen will. Im Innenraum haben sie bei Peugeot hingegen radikal aufgeräumt, kaum noch Knöpfe und Schalter sind da zu sehen, selbst um die Temperatur der Klimaanlage zu verstellen, drückt man auf einen Touchscreen. I-Cockpit nennt Peugeot diese fahrerorientierte Gestaltung – sie ist sehr schön anzusehen, aber nicht immer ganz intuitiv zu bedienen. Dabei wirkt das Cockpit in Materialisierung und Verarbeitung sehr hochwertig.

Immer wieder gern

Eine kleine, aber einschneidende Massnahme sorgt dafür, dass immer etwas Adrenalin ins Blut schießt, wenn man als Fahrer im 308 Platz nimmt. Das Lenkrad wurde nämlich verkleinert, unten abgeflacht und etwas tiefer angesetzt, als das beim Vorgänger der Fall war. Dadurch wirkt das Auto sofort sportlich, und man dreht es vielleicht einen Tick mutiger in die Kurve, als man das normalerweise tun würde.

Unser Testfahrzeug war mit dem stärksten der drei möglichen Benzinmotoren ausgestat-

tet (weitere drei Varianten gibt es mit Dieselmotor). Der Vierzylinder mit Turboaufladung lässt in Verbindung mit dem gutabgestimmten Fahrwerk und der Sechsgang-Handschalung tatsächlich auch zügige Kurven zu. Trotzdem wirkt er auf der Autobahn dank des lang übersetzten sechsten Gangs ausgesprochen ruhig und komfortabel.

Mit der Ausstattungslinie «Féline» bekommt man einiges an technischen Hilfsmitteln mitgeliefert, etwa eine automatische, elektronische Parkbremse, schlüssellosen Zugang oder eine Zweizonen-Klimaautomatik. Ein umfassendes Paket mit Navigationssystem, zwei USB-Anschlüssen, digitalem Radioempfang und CD-Spieler kostet lediglich 400 Franken zusätzlich.

Manche Autos sind einem auf Anhieb sympathisch, der Peugeot 308 ist so ein Auto. Das reduzierte Bedienkonzept verlangt zwar etwas an Anpassungsleistung seitens des Fahrers, aber ansonsten führen wir jede Minute gern im «Car of the Year». Im Geheimen haben wir der Jury deshalb wohlwollend zugnickt, ihre Wahl scheint klar begründet zu sein und wirkt vernünftig: Der Peugeot 308 ist ein solides, gutes Auto.

Allerdings ist der BMW i3, der bei dieser Wahl auch zu den Favoriten zählte, vielleicht noch etwas zukunftsträchtiger. Dazu aber nächste Woche mehr.

Peugeot 308 Féline 1.6 THP

Leistung: 155 PS, Hubraum: 1598 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 215 km/h
Preis: Fr. 33 200.–, Testwagen: Fr. 38 070.–





«Wenn dü i üschem Brüef...»: Koch und Fernsehstar Bumann, 55.

MvH trifft

Daniel Bumann

Von Mark van Huisseling — Mit seiner TV-Show will er Wirten in Not helfen und Restaurants erfolgreich machen. Sagt er.

Man sagt: «Wer etwas kann, tut es. Wer es nicht kann, macht auf Lehrer.» Weshalb erklären Sie anderen Restaurantbetreibern, wie's geht?» (In der Sendung «Bumann der Restauranttester», montags auf 3+, bis 12. Mai.) «Ähm, spannende Frage, ja. Von dem Standpunkt hab ich es noch nicht angeschaut. Ich habe schon in jungen Jahren Kochlehrlinge unterrichtet. Lehrer bist du eigentlich das ganze Leben, in unserem Berufswieso ... Ich sehe mich mehr als Vermittler von Erfahrungen. Ich habe das nicht gesucht, es war nie mein Traum, eine Fernsehsendung zu haben oder Fernsehkoch zu sein.» – «Hat Ihr Restaurant Erfolg?» – «Ich bin nicht unzufrieden. Ich mache das [Bumanns «Chesa Pirani – Fine Dining»-Restaurant in La Punt bei St. Moritz] jetzt seit 20 Jahren, bin 25 Jahre selbständig ... Restauration, Gastronomie in der heutigen Zeit, als Familienbetrieb, das ist jeden Tag ein *challenge*. Erfolg heisst, hart arbeiten dafür.»

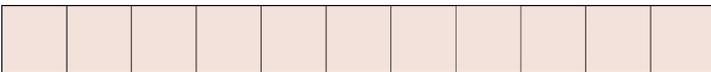
Daniel Bumann, 55, ist ein Schweizer Koch und Fernsehmoderator. Um rauszufinden, dass er aus dem Wallis kommt, braucht man Wikipedia nicht – «Wenn dü i üschem Brüef ztüe hesch...» Er und sein Betrieb wurden 2003 von den Verantwortlichen des «Gault Millau»-Führers als Aufsteiger des Jahres beziehungsweise mit 18 Punkten bewertet, die Punkte konnte er seither halten. Im «Guide Rouge Michelin» hat seine «Chesa Pirani» zwei Sterne. Während sein Restaurant zu ist (April, Mai und Oktober, November), versucht er, Wirten in Not zu helfen, ihre Betriebe zu retten. Oder so steht es in der Sendungsbeschreibung. Wenn man schaut, wie streng er urteilt («Abfallkübel der Nation», «Scheisse total» über ein Steakhouse mit Namen «Wilson» in Wil SG zum Beispiel), kann man auch finden, es gehe mehr drum, eine Schadenfreude-Show zu produzieren. (Ich war in der Jury einer Castingshow des Senders, kenne das Briefing also.)

«Was wird heute noch in der Küche eines normalen Restaurants zubereitet?» – «Sehr unterschiedlich. Es gibt kleine, spezialisierte Angebote, wo erkannt wurde, dass sie sich vom Normalen abheben, wenn sie im Haus produzieren. Und dass Qualität ein Standbein ist, auf dem sie überleben können. Und es gibt durchaus Betriebe, wo's auch anders geht, sprich Fertig- und Halbfertigprodukte wärmen. Wegen ihres Standorts zum Beispiel – der Konsument hat keine Alternative, er muss quasi dorthin, und der Betrieb ist gar nicht gezwungen, kreativ zu sein.» – «Meine Einschätzung: Das Durchschnittsrestaurant in der Schweiz ist zu teuer. Es fängt an mit zu teurem Apéro-Weisswein und hört auf mit zu teurem Espresso, der erst noch schlecht ist meistens.» – «Das ist richtig, aber die Preise sind zu tief. Der Tagesteller im Durchschnittsbetrieb kostet heute noch genau gleich viel wie vor 25 Jahren, zwischen 13 und 17 Franken. Da kann etwas nicht stimmen. Ein Topgastonom ist ein Topmanager. Der verdiente es auch, Geld zu verdienen. Kann er aber nicht, weil Voraussetzungen und die Situation nicht die gleichen sind. Wir haben zu viel Restauration. Viele Endkonsumenten schauen es als Bereicherung an: ein Grieche, ein Türke, ein Araber, ein Inder ... Klar ist das eine Bereicherung. Aber was macht der Betreiber aus einer anderen Kultur anders? Er schafft mit dem Onkel, Bruder, der Tante, was weiss ich. Das haben wir vor 30, 40, 50 Jahren auch gekannt, siehst du heute kaum noch. Zu was für Löhnen arbeiten die? Wie viele Stunden? Der Betreiber macht es vielleicht gar nicht so gut, aber er kann überleben, wo der Schweizer den Schirm zumachen muss.»

«Haben Sie mit Ihrer Sendung Betriebe nachhaltig umgedreht, aus dem Kübel zu den Sternen geführt sozusagen?» – «Ja, wenn dem nicht so wäre...» – «Können Sie ein Beispiel geben?» – «Die «Kehlengrabenschlucht» in Hofstetten [Solothurn], die machen das wirklich hervorragend, als Quereinsteiger, da musste ich meine Meinung *ä bitz* verändern.» – «Von mir aus gesehen, ist die Übungsanlage einer solchen Sendung, eine Show zu produzieren, die geschaut wird und nicht zu teuer ist. Und weniger, Wirten zu helfen.» (Im *Sonntagsblick* stand, von 26 Wirten, die er in den vergangenen fünf Jahren für die Show coachte, haben 20 in der Zwischenzeit das Restaurant geschlossen.) «Den Aspekt finde ich gar nicht richtig. Vor allem ist es nicht meine Überzeugung. Natürlich, es ist eine Fernsehshow, und die Quote, die dermassen gut und gestiegen ist, unterstreicht, dass die Zuschauer genau so etwas sehen wollen. Aber bei uns ist alles echt. Und ich will niemanden schlechter machen. Mein Naturell würde das nicht zulassen.»

Sein liebstes Restaurant: «Schwierig. Im Topsegment ist's für mich seit Jahren «Crissier». Aber mir gefällt auch ein einfaches Beizli.»
Restaurant Crissier, Rue d'Yverdon 1, Crissier,
Tel. 021 634 05 05.
Restaurant Wynegg, Hammerstrasse 44, Zürich,
Tel. 044 381 79 90.

1		2		3		4	5		6	7	8		9
						10		11					
12	13		14						15			16	
17						18							
	19												
						20			21	22			
23		24		25				26					
27						28					29		
30			31		32			33					
		34				35			36		37		
38									39				
		40						41					



Lösungswort — **Altbekannt: Auf Krach folgt Zweisamkeit**
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Zweifellos tadellos, wenn's denn wirklich so ist. 6 Eisiger Befreiungsschlag, den der Schiri gar nicht mag. 10 So ist die Wüste bestimmt nie. 12 Was für ein Schrott, so über Gold zu reden. 15 Von diesem Städtchen (z.B.) auf der Seine nach Paris. 17 Tun, das kranke Menschen oft gesünder macht und Müde mitunter wieder munter. 18 Geht auch: Tiefland, Flachland oder Unterland. 19 Schier wunderbar: unsichtbar und doch vorhanden. 20 Steckt man ihnen Geld zu, handeln sie sofort aus eigenem Antrieb. 23 Ist er gross, ist bestimmt viel los. 26 Luft von hinten, typisch in der Romandie. 27 Bei den Franzosen wie Briten eine wohlbekannte Epoche. 28 Eigenschaft, die 20 waagrecht total abgeht. 30 Man kann sagen, er ist das, was man später draufzahlt. 33 Tier, das wir in knospender Zeit in süsser Form verspeisen. 34 Mit nur einem versteht man in Frankreich halb so viel. 36 Sippschaften, wirtschaften teils international und nicht nur legal. 38 Gesucht ist der europäische Staat mit einer Nationalflagge, die aus zwei horizontalen Streifen in blau und gelb besteht. 39 Hat man es im Griff, taugt es auch für Notizen. 40 Er wird millionenfach verehrt, doch Bilder von ihm bleiben seit jeher verwehrt. 41 Er kommt auch bei 4 senkrecht oft zum Einsatz.

Senkrecht — 1 Das Tropenholz verwandelt sich mit S am Anfang in englisches Fleischstück. 2 Sie entstand namentlich aus einem griechischen Stein. 3 Sie sind unsichtbar, doch furchtbar, wenn zu laut. 4 Sie gibt viel Raum für natürliches und wirtschaftliches Wachstum. 5 Vielleicht die Sprache Budhas, heute schriftlich, sakral und wandelbar. 6 Der Mime stellt durch Verstellung eine Biene dar. 7 Spanier, ein Luftfahrtpionier und eine Hirschkuh. 8 Logis mit coollem Ambiente. 9 Beim ... durch den engen ... ist sein ... gekrümmt. 11 Er ist beim Kochen voller Energie. 13 Fliesst im Kongo in den Kongo. 14 Keine Liebe, aber die Einheit hat auf die Länge sicher Bestand. 16 Sie hat etwas Geheimnisvolles an sich. 21 Bergig dort, wo Herakles sich einst verbrannte. 22 Aus dem Brei kann man allerlei zubereiten, doch nichts für Babys. 23 Europäische Kulturhauptstadt, doch erst in drei Jahren. 24 Unter Hebräern war sie eine Biene, unter Gelehrten eine Vogel. 25 Hier ist räuberisches Rechnen angesagt. 29 Schon schmieriges Handeln, doch überhaupt nicht verwerflich. 31 Die Stadt in Kasachstan lag einst an gleichnamigem See. 32 Man wechsle die zwei Hälften aus, und schon spielt sie an der WM Fussball. 35 Er unterrichtet nur zur Hälfte Schüler. 37 In der Arena fühlen sich Ostschweizer Fussballer heimisch.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 364

T	U	E	R	M	E		A	B	S	E	H	B	A	R
O							L	L	N			E	V	E
P	A	L	A	C	E		B	U	L	G	A	R	I	N
F	R	E	C	H			B	A	T	A	I	L	L	O
	A						H	E	X	E	N	N		E
A	M	M	A	N			L		M	G	O	U	N	L
L	A	U	T				F	A	R	O	E		T	E
L	E	S	E	R	I	N			U	N	K	E		R
T	E	T					A	B	G	E	S	T	A	N
A	R	A	B	E	R				S	E	H	R		A
G							F	B	I	S	E		A	D
	N	A	G	E	N				L	I	L	I		S

Waagrecht — 1 TUERME 5 ABSEHBAR 11 ATOLL
 12 EVE (Abk.) 13 PALACE (engl. f. Palast)
 16 BULGARIN 19 FRECH 20 BATAILLON
 21 HEXEN 22 EINE 23 AMMAN (Hauptstadt Jordaniens) 25 MGOUN (M'Goun) 26 LAUT
 27 FAROE 28 TEIL 30 LESERIN 32 UNKE (Das Märchen von der Unke) 34 TET (Têt, Fluss)
 35 ABGESTANDEN 39 ARABER 40 SEHR
 41 ANY (engl. f. etwas) 42 BISE 43 ADONIS
 44 NAGEN 45 LILI 46 SKA (Musikrichtung, Kürzel f. Schweiz. Kreditanstalt, aus der CS entstand)

Senkrecht — 1 TOPF 2 ELLE (franz. f. sie, Ulna: anat. f. Elle) 3 MACHEN 4 ETE (indien, franz. f. Altweibersommer) 5 ALBAN 6 BLUT 7 ENGI (Dorf im Sernftal, GL) 8 BERLINE (Kutsche, war in Berlin sehr beliebt) 9 AVION (franz. f. Flugzeug) 10 RENNELL (Atoll des Inselstaates Salomonen) 14 ARAMAEER 15 ACHATE 17 LANGENTHAL 18 ALEUTEN (Inselkette) 20 BELANG 23 ALLTAG 24 MUSTAFA 25 MOUSE 27 FIBRIN (Blutfaserstoff) 29 IRENIK 31 RAEBE (Wurzelmüse, aus dem die Liechtli geschnitzt werden) 33 KARDI 36 ESEL 37 DANS (dt. Künstler) 38 NYSA (poln. Stadt, dt. Neisse)

Lösungswort — **SPIELAUSGANG**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien




Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Kunst und Stil von Breguet, 1775

Mit seinem besonders erlesenen, puristischen und zeitlosen Design erneuerte Breguet die traditionelle Uhrenästhetik zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die Classique 7787 mit Anzeige des Mondalters und der Mondphasen ist heute eine zeitgemäße Interpretation von Breguets Stil: Zifferblatt mit Grand-Feu-Email, Breguetziffern, Breguetzeiger mit „Pomme“-Spitze und die Geheimsignatur. Wir schreiben die Geschichte fort...

